

Isaak Iselin

Autor(en): **Miaslowski, August von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **10 (1875)**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-110710>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Isaak Iselin.

Von

Dr. August von Miaszkowski,
Professor der Nationalökonomie.

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit ist aus Vorträgen entstanden, die ich auf Aufforderung der akademischen Vortrags-Commission vor einem gemischten Publikum in der Aula des Basler Museums gehalten habe. Der Gegenstand derselben war mir gleichsam von selbst gegeben. Sind doch der Basler Jaak Fselin und der Genfer Simonde de Sismondi die einzigen Schweizer, die eine erwähnenswerthe Stellung in der Geschichte der Wissenschaft, die ich an der hiesigen Hochschule zu vertreten habe, einnehmen. Erst wenn man den Kreis der Nationalökonomie zu dem der Staatswissenschaften überhaupt erweitert, wären außerdem noch die Genfer Rousseau und de Solme, der Berner Karl Ludwig v. Haller und der Züricher Johann Caspar Bluntschli zu nennen.

Diesen sich mir darbietenden Stoff habe ich aber um so lieber ergriffen, als trotz der vielfachen biographischen Versuche über Fselin, eine quellenmäßige Darstellung seines Lebens und Wirkens, sowie seiner wissenschaftlichen Bedeutung noch immer fehlt. Zugleich durfte ich annehmen, am hiesigen Ort nicht nur sämtliche sonst zerstreute Werke Fselins, deren Zahl sehr groß ist, vorzufinden, sondern auch solche Quellen für seine Lebensgeschichte, die noch der Benutzung und Verwerthung harren. In dieser Annahme habe ich mich denn auch nicht getäuscht. Nach längerem Suchen ist es mir gelungen, die in verschiedenen hiesigen öffentlichen und Privat-

bibliotheken vorhandenen Werke Jselins in meiner Hand zu vereinigen, und durch die vertrauensvolle Liberalität der Nachkommen Jselins — für die ich mich an dieser Stelle zu öffentlicher Dankagung verpflichtet fühle — ist mir der reichhaltige handschriftliche Nachlaß Jselins für die Zeit meiner Arbeit zu uneingeschränkter Disposition gestellt worden.

Dieser Nachlaß enthält ein von der frühesten Jugend Jselins bis zu seinem Tode von Tag zu Tag fortgeführtes Tagebuch. Außerdem finden sich neben den Briefen Jselins an seine Mutter in demselben noch seine sich über einen Zeitraum von über 30 Jahren erstreckenden Briefe an seine Freunde Frey und Salomon Hirzel. Eine nicht uninteressante Beigabe zur Geschichte der Zeit bilden ferner die in dem Nachlaß vorfindlichen, an Jselin gerichteten Briefe seiner Mutter und seiner Oheime, seines Freundes Frey, sodann Pestalozzis, Pfeffels Nicolais, Zimmermanns von Brugg, Schlettweins, Ulysses und Andreas v. Salis', Dr. Hirsels, Tscharners, Balthasars und Anderer mehr.

Da sich das Leben Jselins in diesen schriftlichen Dokumenten wie in einem Spiegel abbildet, so ließ sich mit Zuhilfenahme anderer Quellen, an denen seine eigenen Angaben controlirt werden konnten, ein Lebensbild entwerfen, das zum Theil den Charakter der Autobiographie eines Mannes an sich trägt, der es an Strenge und Wahrheitsliebe sich selbst gegenüber nie hat fehlen lassen.

Meinen ursprünglichen Plan, Jselin lediglich als volkswirthschaftlichen Schriftsteller zu behandeln, habe ich sehr bald aufgegeben. Erschien doch eine solche Section besonders unstatthaft an einem Manne, von dem J. G. Schlosser mit Recht sagt, „daß es Viele gegeben hat, die dachten, was er dachte, aber Wenige, die waren, was er war.“

Je mehr ich in die Werke Jselins und seinen übrigen Nachlaß eindrang, desto mehr sollte ich mich davon überzeugen, daß in der Thätigkeit des Beamten und Schriftstellers,

des Patrioten und Freundes, des Sohnes und Vaters ein lebendiges Ganzes vorlag, das nicht ohne Schaden in seine Theile zerlegt werden durfte, und daß dieses Menschenleben zugleich mit tausend Fäden mit dem Complex von Erscheinungen zusammenhing, die wir kurz als seine Zeit bezeichnen.

So ist mir denn unter der Feder die beabsichtigte litterärhistorische Skizze zu dem Lebensbild eines Mannes geworden, der wie er einerseits die mannigfachen Bestrebungen und Richtungen seiner Zeit in sich abespiegelt, so andererseits, namentlich für seine schweizerische Heimath und insbesondere seine Vaterstadt Basel, ein mächtiger Hebel derselben gewesen ist.

Basel, im März 1875.

I. Lehr- und Wanderjahre.

Isaak Iselin ¹⁾ ist geboren am 7. März 1728. In einem bis auf das XVI. Jahrhundert zurückgehenden Familienbuch seiner mütterlichen Familie findet sich seinem Geburtstag die Notiz beigefügt: „geboren im Wassermann hat regiert Zusammentunft und Saturnus“.

¹⁾ Die außer dem handschriftlichen Nachlaß und den Werken Isaak Iselins von mir benutzten Arbeiten sind zum Theil im Styl der im 18. Jahrhundert allgemein üblich gewesenen Ehrengedächtnisse, Eloges, verfaßt und enthalten neben schwungvoller Rhetorik gewöhnlich nur wenig thatsächliches Material und noch weniger Kritik. Zu diesen Arbeiten gehört:

Frey, Esquisse de la vie et des travaux de feu I. Iselin, discours prononcé au lycée de Bâle en 1782. (Manuscript.)

J. G. Schlosser, Gedächtnisrede auf J. Iselin, gehalten am 4. Juli 1783 in der helvetischen Gesellschaft, abgedruckt im deutschen Museum, Leipzig, Wiegand, Bd. 2, S. 417 f.

Salomon Hirzel, Denkmal Isaak Iselin gewidmet. Basel, Schweighäuser 1782. (Enthält einzelne werthvolle biographische Notizen.)

Stadtrath Bernoulli, Rede, gehalten zur Feier Iselins, des Waisen- und Menschenfreunds, bei Ausstellung seiner Büste im Versammlungsaal der Gemeinnützigen Gesellschaft am 1. Juli 1814.

Eine zweite Kategorie von Arbeiten über Iselin sind in usum Delphini abgefaßte Lebensbeschreibungen. Sie wiederholen meist nur bekannte Thatsachen. Zu denselben gehören:

(D. Bernoulli) Neujahrsblatt für Basels Jugend, herausgegeben von der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen für 1820.

W. Vischer, Erinnerungen an Isaak Iselin, vorgetragen bei der Promotionsfeier des Pädagogiums in Basel den 3. Mai 1841.

Neujahrsblatt der Zürcherischen Hülfsgesellschaft für die menschenfreundliche Jugend für 1857.

Ueber seine väterliche Familie sagt er selbst in seinen Aufzeichnungen: „Bis ins XVI. Jahrhundert waren alle bürgerlichen Iselin nur Krämer und konnten nichts schreiben, als Frachtbriefe und dergleichen“¹⁾. Seitdem waren sie nach dem Zeugniß Bernoullis und Schloßers, zu einem angesehenen Geschlecht herangewachsen, das vor Isaak bereits zwei Schriftsteller zu den Seinigen zählte, nämlich: Jacob Christoph Iselin, den Verfasser eines historischen Lexikons und Johann Rudolf Iselin, den Herausgeber der Etschudischen Chronik. Der Vater Isaaks ist nach den spärlichen uns über ihn erhaltenen Nachrichten Kaufmann gewesen. Mißhelligkeiten mit seiner Familie und seiner Frau bewirkten, daß er Basel bald nach der Geburt seines Sohnes verließ²⁾. In späteren Jahren finden wir ihn in Berlin in großer Dürftigkeit lebend und einen langwierigen Proceß mit seinem Associé führend, von dessen günstigem Ausgang er eine Verbesserung seiner Vermögensverhältnisse erwartete. Doch scheint sein plötzlich im Jahr 1748 erfolgter Tod der Beendigung des Processus zugekommen zu sein. Von einem Einfluß des Vaters auf den Sohn kann demnach keine Rede sein. Seiner

Die beste Würdigung Iselins findet sich in Morikofers verdienstvollem Buche: Die schweizerische Litteratur des XVIII. Jahrhunderts, Leipzig, Hirzel 1861, (Isaak Iselin S. S. 311—321), dem ich vielfache Belehrung danke.

Für die Beziehungen Iselins zur helvetischen Gesellschaft habe ich R. Morells: Die helvetische Gesellschaft, aus den Quellen dargestellt, Winterthur, Lücke 1863, benutzt.

Während das erste Werk Iselin als Schriftsteller und Menschenfreund behandelt, faßt das Letztere denselben als Wiedererwecker eidgenössischen Sinns und Geistes ins Auge.

Iselins Bedeutung als volkswirtschaftlicher Schriftsteller ist neuerdings von Roscher in seiner Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland, München, Oldenbourg 1875 S. S. 487—88 angedeutet worden.

1) Brief Iselins an C. Hirzel vom 16. Wintermonat 1765.

2) C. Hirzel, Denkmal S. 36 äußert sich hierüber folgendermaßen: „früh entfernten häusliches Ungemach und Verwirrung seinen Vater von ihm.“

übrigen väterlichen Verwandten gedenkt Iselin im späteren Leben nur immer mit einer gewissen Erbitterung. Als die Nachricht von dem Tode seines Vaters ihn in Göttingen trifft schreibt er seiner Mutter ¹⁾: „Was hat der gütige Himmel meinem unglückseligen Vater für eine größere Gutthat erweisen können, als ein Leben zu enden, so aus lauter Elend zusammengesetzt war.“ Die Nachricht von dem plötzlich erfolgten Tode hat ihn aber doch erschüttert: „Die Natur wird in mir erregt, sie erweichte mein Herz, daß ich sogar Thränen vergoß, ohne denjenigen jemals gekannt zu haben, für den ich sie vergoß.“

Seine Mutter war eine Burdhardt und diesen ihren früheren Namen nahm sie nach geschehener Trennung von ihrem Mann wieder an. Auf ihr allein lastete die Sorge um die Pflege und Erziehung ihres Sohnes. Diese mag aber um so größer gewesen sein, als der Sohn ein schwächlicher Knabe war und die Vermögensverhältnisse nicht glänzend gewesen zu sein scheinen. Dafür aber besaß sie einen scharfen Verstand, eine unbeugsame Energie und einen offenen Sinn auch für diejenigen Erscheinungen des Lebens, die über die Sphäre der Küche und Kinderstube hinausragen. Die Erziehung ihres Sohnes war die Hauptaufgabe ihres einsamen Lebens. Unterstützt wurde sie dabei von ihren Brüdern, dem Onkel Obrist und dem Onkel Christoffel, wie der Neffe seine beiden Oheime mit Achtung und Liebe nennt. An Frömmigkeit und Ehrenhaftigkeit des Charakters sowie an Herzensgüte mögen die beiden Brüder ihrer Schwester nicht nachgestanden haben, an Witz und Laune, an Einsicht und Energie scheint sie ihnen überlegen gewesen zu sein. Auch ihrem Sohn gegenüber hat die strenge Frau bis an ihr Lebensende eine dominirende Stellung eingenommen. Sie bestimmte Ort und Zeit seiner Studien und Reisen, sie verlangte monatliche Rechnung.

¹⁾ Brief Iselins an seine Mutter vom 27. April 1748.

über die verausgabten Wechsel, und noch später, als der Sohn sich bereits sein eigenes Haus gegründet hatte und ein Mann im Staat geworden war, mußte jeder ihm geltende interessante Besuch auch der Frau Mama im „Klösterlein“ vorgestellt werden; ja wir sehen Jselin sich bisweilen aus fröhlicher Gesellschaft fortstehlen, um der Mutter den schuldigen Besuch zu machen ¹⁾. Doch nicht nur auf äußerlicher Autorität beruhte dieses Verhältniß. So innige Beziehungen des Herzens und Geistes sind überhaupt selten, wie zwischen dieser Mutter und ihrem Sohn. Schon frühe, als Jselin noch Schüler und Student war, verbrachte er oft ganze Stunden, um der Mutter aus denjenigen Schriftstellern vorzulesen, die ihn am Meisten gefesselt hatten. In späteren Jahren, als Amt und Familie erhöhte Ansprüche an seine Zeit machten, wanderten wenigstens seine Bücher mit einer Empfehlung zu der immer angeregten, lern- und wißbegierigen Frau. Nur eine solche Mutter konnte ihrem Kinde denn auch den Vater vollständig ersetzen; ja sie hat hier vielleicht des Guten zu viel gethan, indem sie den ohnehin weichen und schüchternen Knaben noch mehr in dieser ihm von der Natur vorgezeichneten Richtung bestärkte. Für den braven Sinn und die ächt mütterliche Sorgfalt dieser kernigen Frau ist folgende Stelle eines Briefes an den damals in Göttingen studirenden Sohn charakteristisch. Auf eine Bemerkung des Sohnes, daß er nie durch Heirath und andere „Praktiken“ in ein Amt zu kommen wünsche, schreibt ihm die Mutter, die im Uebrigen mit der Grammatik, Orthographie und namentlich der Interpunktion auf recht gespanntem Fuße stand: ²⁾ „Ich hoffe zu Gott wen er Dich will zu einem ampt beruffen er werd dir auch die gnad verleihen daß du als ein Christ es verwaltest, behüte mich Gott daß ich neymal in sin nehme dich etwan durch ein Heyrath oder durch andere prak-

¹⁾ S. Hirzel, Denkmal S. 86.

²⁾ Brief von Jselins Mutter an ihren Sohn vom 6. Feumonat 1748.

tiken wo ein meyneyd könnst begangen werden dich wollt in ämpter bringen — du weißt wohl daß ich das zeitliche neymal dem ewigen welt vorziehen — Vergiß nicht der großmama zu ihrem nahmstag glück zu wünschen den 8 Herbstmonat Her Osterwald wie Her Birr lassen dich grüssen wie auch noch andere gute Freund und bekante weiter weiß ich nicht als hab acht auf deine Sach und vergiß nicht und bring alles ordentlich mit und mach daß dein coffer ordentlich bestellt wird auf Frankfort, daß ich kein verdruß hab ihn erwartung der Freud dich zu umarmen und zu sehen deine getreue Mutter Burckhardtin.“ Diese in gleicher Weise auf das Seelenheil und die Wäsche des Sohnes sich erstreckende Sorgfalt, hat dieser der Mutter sein Leben lang durch die hingebendste Liebe reichlich vergolten. Als sie dann am 3. Brachmonat 1769 stirbt, schreibt er darüber seinem Freunde Hirzel ¹⁾: „Die beste Mutter, die ein Muster von Tugend gewesen ist und die zur Mutter gehabt zu haben ich nicht würdig bin, lebt nicht mehr.“ „Ich wünsche mir fortan nur noch“, fährt er in resignirtem Ton fort, „die Gesundheit meiner Geliebten — wie er seine Frau immer nennt — hergestellt zu sehen, meine Kinder tugendhaft und gottselig zu erziehen und dann zu sterben, wie meine Mutter gestorben ist.“

Außer der Mutter bestimmten den Bildungsgang des Knaben der schon oben erwähnte Birr, ein tüchtiger Philologe, dem sein Schüler die größte Achtung und Liebe zollte; sodann der Licentiat Thurneyssen, nach Iselins Ausspruch „ein schlechter Meister“, der ihn nur unvollkommen in das Studium der Logik und des Naturrechts einführte; und endlich der als Begründer einer deutschen Gesellschaft in Basel und Herausgeber einer Zeitschrift bekannte Professor Spreng²⁾, der ihn

¹⁾ Brief J. an E. Hirzel vom 5. Brachmonat 1769.

²⁾ Morikoffer, die schweizerische Litteratur des XVIII. Jahrhunderts. S. 69 ff.

mit den Erzeugnissen der deutschen Litteratur bekannt machte. Dem trefflichen Birr verdankte Iselin namentlich die Liebe für die Alten, deren Lecture seine liebste Erholung auch noch im Alter bildete. Jetzt aber vor dem Abgang zur Universität waren neben Horaz und Cicero Boileau und Haller seine Lieblings-schriftsteller.

Im Jahr 1742 wird Iselin unter dem Rectorat Johannes Bernoullis Student, im Jahr 1745 Magister. Ueber diese in seiner Vaterstadt verbrachte Studienzeit liegen uns fast gar keine Nachrichten vor. Wir erfahren nur, daß er damals Mitglied der in Basel auf Anregung Bodmers durch den bereits erwähnten Prof. Spreng entstandenen Gesellschaft der schönen Wissenschaften gewesen ist, einer jener zahlreichen zur Ausbildung des Geschmacks und der Sprache gebildeten Vereine, wie sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach deutschem Muster auch in der Schweiz gegründet wurden. Erhalten ist uns noch eine Rede, die Iselin als derzeitiger Vorsteher dieser Gesellschaft am 2. Jan. 1847 über den Einfluß der schönen Wissenschaften auf die Glückseligkeit der Menschen gehalten hat.

Wie wenig die Zugehörigkeit zu diesem Jugendbunde auch im Uebrigen für Iselins Entwicklung bedeuten mag, so gab sie doch den äußeren Anstoß zu den Freundschaftsbündnissen mit Frey und Salomon Hirzel, die bis an sein Lebensende gedauert haben.

Mit Frey ¹⁾ hatte Iselin die Schule besucht und manche freie Stunde in gemeinsamer Lectüre verbracht. Ihm vorzüglich verdankte er auch seine Vertrautheit mit den französischen Schriftstellern. Als Frey dann im Jahre 1745 zu seinem Regiment nach Frankreich ging, begann der Anfangs etwas kalte und formelle Briefwechsel, der erst lebhaft wurde, als die Basler Gesellschaft Frey im Jahre 1746 zu ihrem Mit-

¹⁾ S. Hirzel, Denkmal S. 48.

gliede ernannte. Denn mit dieser Zugehörigkeit der beiden in verschiedenen Lebenslagen sich befindenden Jünglinge zu einem und demselben Verein war ein Anknüpfungspunkt gegeben, zu dem sie auch in späteren Jahren, nachdem aus dem gemeinsamen Interesse für die schöne Litteratur schon längst ein inniges persönliches Verhältniß hervorgewachsen war, immer wieder zurückkehrten. Keine einigermaßen interessante litterarische Erscheinung blieb unbesprochen. Nächst den Schweizern, Franzosen und Engländern sind es namentlich die deutschen Hagedorn, Brockes, Rabener, Zacharia, Gleim, Gellert, Ramler, Opitz und Caniz, deren in dem Briefwechsel dieser Zeit die lebhafteste Erwähnung geschieht ¹⁾. Iselin tadelt die Deutschen wiederholt, daß sie nicht zwischen diesen trefflichen Schriftstellern und Gottsched genug zu unterscheiden wüßten.

Als das persönliche Verhältniß inniger geworden, tritt allmählig an die Stelle litterarischer Plaudereien die Besprechung vaterländischer Vorgänge, innerer und äußerer persönlicher Erlebnisse und Herzensgeheimnisse, ja die Mittheilung manches tollen Streiches von Freys Seite. Je entgegengesetzter sich diese beiden bereits ursprünglich verschieden angelegten Naturen in Folge ihrer äußern Schicksale entwickeln, desto inniger scheint sie das Band der Freundschaft zu umschlingen. Während Iselin die Universität bezieht, tritt Frey bereits in früher Jugend in das in Frankreich stehende Schweizerregiment Boccard. Hier bildet sich in ihm jene Landsknechtnatur aus, die bei der Belagerung von Tournay zu folgenden Strophen begeistert wird:

Là nous eûmes le bonheur
 De jouir de l'Auguste présence
 Du glorieux Monarque de la France,
 Des fiers Anglais tout recemment le vainqueur;
 Dès que Tournay fut soumise a ses lois
 Bientôt pour une autre conquête
 Nous le suivons

¹⁾ Brief J. an Frey vom 8. April 1748.

Frey's erste Briefe sind noch in einem freilich etwas schwerfälligen Deutsch geschrieben. Sehr bald bedient er sich aber nur der französischen Sprache und zwar mit größter Leichtigkeit und Eleganz. Sanguinisch, eitel, gleich leichtfertig im Anknüpfen und Lösen zarter Verhältnisse und im Schuldennachen, aber auch gewandt, frisch und gesund, angeregt, geistvoll, voll wärmsten Interesses für alle großen Bestrebungen seines Jahrhunderts ¹⁾, voll Hingebung an seinen Dienst und voll Treue für seinen Freund, so tritt uns die Persönlichkeit Freys aus seinen Briefen entgegen. Dagegen ist Iselin eine ernste, tief sittliche Natur, von Idealen beherrscht und nur in ihnen und für sie lebend, im Ausdruck und im Umgang unbeholfen, erst wenn das Feuer der Begeisterung ihn erfasst, beredt, daneben weich und empfindsam, aber auch zäh, ausdauernd, hingebend und opferfreudig. Während Frey mit seinem verstandesklaren, formengewandten und leichtentzündlichen Wesen naturgemäß nach Frankreich neigt, fühlt sich das dickblütigere, vorzüglich gemüthvolle und ideale Naturel Iselins mehr nach Deutschland hingezogen. Und daß er sich dieses inneren Zusammenhangs mit der deutschen Culturwelt damals vollständig bewußt war, dafür spricht mehr als eine seiner uns erhaltenen Aeußerungen ²⁾.

Anderer Art ist Iselins Verbindung mit Salomon Hirzel, wengleich auch diese ihren äußeren Anstoß durch die Basler

¹⁾ Er hat einige Theile von Hallers Alpen, Dr. Hirzels philosophischen Bauern und die Instruktion der Kaiserin Katharina an die Gesetzgebungscommission ins Französische übersetzt. Auch war er Besizer einer naturwissenschaftlichen Sammlung sowie einer reichhaltigen Bibliothek.

²⁾ „Haben doch die Engländer und Italiener sich von dem verhaßten Joch des läppischen Reims befreit, warum sollte es uns Deutschen nicht erlaubt sein,“ schreibt Iselin gelegentlich an Frey, und in einem Brief an denselben vom 24. December 1745 heißt es bei Uebersendung eines Gedichts betitelt Damon labet seinen Tirtis zu sich ein: „ich darf wol sagen, man muß, wenn man dieses Gedicht nicht bewundert, entweder des Geschmacks beraubt oder in geborener Franzose sein“.

Gesellschaft der schönen Wissenschaften empfängt. Die gleichnamige Zürcher Gesellschaft wollte nämlich mit der Basler Gesellschaft in Verbindung treten und eine Verschmelzung beider anbahnen. Sie beauftragte daher Salomon Hirzel sich in Relation mit einem Mitglied der Basler Gesellschaft zu setzen. Diese wird von Iselin vertreten ¹⁾. Es entspinnt sich hieraus ein bis an Iselins Tod ununterbrochen geführter Briefwechsel zwischen diesem und Salomon Hirzel, dessen anfangliche Tendenz so bezeichnet wird: „Wir wollen uns gegenseitig über einige Punkte aus der alten Schweizergeschichte und aus unseren alten Staatsgesetzen belehren, und über den jetzigen Zustand unseres gemeinschaftlichen Vaterlands als der besonderen Republik, deren Bürger wir sein, miteinander besprechen.“ Hierzu war aber um so mehr Anlaß gegeben, als Iselin sich bereits früh mit den staatsrechtlichen Verhältnissen der Schweiz beschäftigt hatte und als beide später, der Eine in Basel, der Andere in Zürich, dieselbe Stellung, als Stadt- und Rathschreiber, bekleideten. Die Basler Oberen Iselins mochten es auch nicht ungern sehen, wenn auf diese Weise eine stete Verbindung Basels mit einem einflussreichen Mitgliede der Regierung des Schweizerischen Vortorts hergestellt war. Das Anfangs rein sachliche Verhältniß wurde auch hier bald zu einem persönlichen und zu der Freundschaft der beiden Männer gesellte sich dann noch die ihrer Frauen. An die Stelle des „geehrten Herrn“ tritt in den Briefen sehr bald der „liebe Freund“ und auch dieser muß, wie es bei der zahlreichen Nachkommenschaft der beiden Schreiber leicht erklärlich ist, dem „werthen Pather“ weichen. Die gemeinsame Stiftung der Helvetischen Gesellschaft macht das Verhältniß noch vertraulicher und häufige Besuche in Zürich und Basel halten dasselbe aufrecht auch nachdem die Collegialität im Amt bereits ihr Ende erreicht, indem Hirzel im Jahr 1762 zum Kanzler und im Jahr 1767

1) S. Hirzel, Denkmal S. 48.

zum Rathsherrn von der freien Wahl ernannt wird. Diesem trotz mannigfach verschiedener Anschauungen in den wichtigsten Fragen und trotz der nicht seltenen Gereiztheit der beiden Stände Zürich und Basel gegen einander ungetrübt gebliebenen Freundschaftsverhältniß hat Hirzel nach Jselins Tode ein warm gefühltes und schwungvoll geschriebenes Denkmal gesetzt.

Doch kehren wir von dieser Abschweifung zurück. Als im Jahr 1747 der Basler Professor Weiß einem Ruf als Professor des Staats- und Völkerrechts an die Universität Leyden folgte, sollte Jselin ihn Anfangs dorthin begleiten. Doch bald wurde dieser Beschluß im hohen Rath der beiden Oheime wieder umgestoßen und nun beginnt ein Deliberiren über den würdigsten Ort der künftigen Studien. Der „Onkel Obrist“, der ein gewaltiger Stratege gewesen sein mag, in den Künsten des Friedens aber weniger bewandert gewesen zu sein scheint, befindet sich gegenüber der Frage, ob Göttingen oder Halle in verzeifelter Lage. Endlich wird die Autorität des Herrn Schweighäuser zu Rathe gezogen, und dieser spricht sich entschieden für die schon durch ihr Alter ehrwürdige Universität Halle aus, indem ja Göttingen erst 1736 gegründet und von einem so jungen Institut daher nichts zu erwarten sei. Alle Zweifel beseitigt aber durch ihren Entschluß die Mama Burckhardtin, indem sie den Sohn seinem Wunsche gemäß nach Göttingen sandte. Im Herbst 1747 tritt er seine Reise an. Bis Frankfurt geht es in der Gesellschaft von Basler Kaufleuten, die zur Messe ziehen und von dort mit Jenner und Zimmermann in der Postkutsche über Cassel nach Göttingen.

Die äußere Lage dieses Ortes und die gesellschaftlichen Verhältnisse desselben befriedigen den Ankömmling nur wenig. „Die Gegend ist gar nicht angenehm. Der Ort ist sehr schlecht gebaut, die Einwohner sein ein niederträchtiges sklavisches Volk.“¹⁾

¹⁾ Brief J. an seine Mutter vom 16. September 1747.

Göttingen erscheint ihm als „der Sitz der Verdrießlichkeit und des schlimmen Geschmacks. Keine Geselligkeit, nichts als tudeske Gravität und noch lächerlichere Galanterie“. ¹⁾ Auch für die Göttinger Gelehrten hat er keine Bewunderung. „Die Ehre gelehrt zu sein, reizt mich nun weit minder, seitdem ich erfahren habe, daß die meisten Gelehrten und insonderheit die hüßigen Köpfe, böse Herzen haben.“ Als Gelehrte, die auch Menschenliebe und Lebensart besitzen, nimmt er ausdrücklich von diesem Urtheil aus: seinen Lehrer Birr, den Göttinger Kanzler Mosheim und seinen Landsmann Albrecht v. Haller. Für diesen, der damals Professor in Göttingen war und den Iselin den „deutschen Pope“ nennt, ist er voll Begeisterung. „In seinem Umgang findet man ihn ebenso groß, wie in seinen Gedichten.“

Auch der Umgang mit Studenten scheint ihm im Allgemeinen wenig Freude bereitet zu haben. Zu seinem kleinen Kreise gehörten vier Tiroländer, unter ihnen zwei Barone Stadelberg, welche er die „artigsten Leute der Welt“ nennt und sodann einige Schweizer, „die sich aber nicht alle an Trefflichkeit gleichen, doch seyen es Schweizer“. Die intimsten Beziehungen scheint er zu dem Berner Tscharner, nachherigem Landvogt von Schenkenberg, und Zimmermann, späterem Arzt in Brugg und Hannover, dem leidenschaftlichen Verehrer und zugleich kritik- und pietätlosen Pasquillanten Friedrichs des Großen, dem Verfasser der damals vielgelesenen Bücher über die Einsamkeit und den Nationalstolz, und endlich — last not least — zu dem Berner Jenner gehabt zu haben. Von den beiden Letzteren sagt Iselin ²⁾: „Ich halte es für ein großes Glück, daß ich zwei solche Reisegefährten und akademische Freunde gekriegt habe, wie Jenner und Zimmermann. Jenner

¹⁾ Hierüber sowie über die ganze Zeit von J. Aufenthalt in Göttingen cf. Brief J. an Frey vom 19. December 1747.

²⁾ Brief J. an seine Mutter vom 29. Hornung 1748.

und ich seyn besonders stark miteinander verknüpft, weil wir die gleichen Studien haben. Wir studiren miteinander in die Wette, wir haben auch alles miteinander gemein: Freunde, Bekanntschaften, Besuch, Bücher. Wir seyn diesen ganzen Winter durch beide nur in einem Zimmer, wir arbeiten an einem Tisch, ein Jeder kauft sich kein anderes Buch, als das der Andere nicht hat und auf diese Weise braucht ein Jeder nur halb so viel Holz, Licht, Wein und andere Sachen, als er sonst würde gebraucht haben.“ Sind in diesem Ausspruch im Allgemeinen auch die ersten Keime einer wirthschaftlichen Auffassung enthalten, so ist denselben doch zugleich eine starke Dosis jugendlicher Schwärmerei untermischt, wenn Iselin die von Jenner bezahlte, aber auch getrunkene halbe Portion Wein als seine Ersparniß und zugleich als seinen Genuß ansieht.

Wenn Iselin übrigens mit dem gesellschaftlichen Leben in Göttingen wenig zufrieden ist, so sagt er doch, „daß auf der andern Seite, von der Gelehrtheit, Göttingen der trefflichste Ort ist, den ich hätte auswählen können.“ Bei Gebauer und Böhmer werden Institutionen und Pandecten gehört, doch „mag ich von der römischen Rechtsgelehrsamkeit nicht reden, sie ist mir die unangenehmste“. Mehr scheint ihn Schmauß, „ein unruhiger Kopf“, „der alle Tage die Universalmonarchie und die Präpotenz der Franzosen predigt“ und „aufs nachdrücklichste die schöne Ordnung und die weisen Einrichtungen von Frankreich rühmt“ mit seinen Vorlesungen über Rechtshistorie, Naturrecht und Staatskunde, Fächer, für die er schon in Basel besondere Vorliebe zeigte, gefesselt zu haben. Am meisten angezogen fühlte er sich aber von dem Philosophen Simonetti, der seiner Methode nach fast „wie Sokrates ein Accoucheur“ war und von dessen Vortrag gerühmt wird, daß er „zierlich und voll aufgeweckter Satyre“ gewesen sei.

Neben seinen Fachstudien versenkt Iselin sich in Göttingen in die Werke Papes, Addison's, Richardson's und Sterne's,

bezeichnet aber den Weg zum Verständniß und Genuß dieser Schriftsteller „im Anfang als sehr rauh“. Auch beginnt er bereits damals Material zu einem System des schweizerischen Staatsrechts zu sammeln und zu sichten.

Nach einjährigem Aufenthalt in Göttingen erschallt bereits der Ruf zur Rückkehr und im September 1748 geht es dann über Cassel, Marburg, Mannheim und Heidelberg wieder zurück in die Heimath.

Wegen der mannigfachen Belehrung, namentlich aber wegen der Förderung der Selbsterkenntniß, die Iselin in Göttingen gewonnen hat, behält er diesen Ort immer in dankbarer Erinnerung. Dem gereiften Mann erscheint dann die Stadt auch nicht mehr so „schlecht gebaut“, die Gesellschaft nicht so „tudesk gravitatisch“ und das Herz der Gelehrten nicht mehr so „böse“, wie einst dem übermüthigen Jüngling.

Die Zeit von der Rückkehr aus Göttingen im Herbst 1748 bis zum Eintritt in Aemter und Würden im Jahr 1754 ist mit Ausnahme einer halbjährigen Unterbrechung fast ausschließlich ernstesten Fachstudien, sowie eingehender Beschäftigung mit den Philosophen Bacon, Descartes, Leibniß, Wolff und mit Larochevoucauld gewidmet. Dazwischen wird dem Freunde Frey dann auch von einem durch ein Paar blaue oder braune Augen angerichteten Herzensbrande berichtet, so daß dieser seinen sonst frauenfeindlichen Freund einmal scherzweise mit Grandison, jenem sentimentalen Helden des Richardson'schen Romans vergleicht. Doch sind das nur flüchtige Anwendungen des jungen Philosophen, die mit den Phasen des Mondes wechseln. Bezeichnend für die damalige Stimmung Iselins ist folgende Stelle aus einem Brief an Frey¹⁾: „Mein größtes Vergnügen ist täglich mehr einzusehen, wie eitel alles ist, worin die Menschen, diese thörichten Geschöpfe, ihr Glück suchen. — Ich baue Schlösser in die Luft. Ich

¹⁾ Brief F. an Frey vom 6. Mai 1748.

mache mich zwar weder zu einem König, noch zu einem Prinzen, noch zu einem General. Rathen Sie wozu ich mich mache? Zu einem Landjunker. Ich habe ein angenehmes Landgut, das mit einer bequemen Wohnung versehen ist. Ich theile meine Zeit in zwei Haupttheile; den einen gebe ich dem Feldbau, den andern weihe ich den Wissenschaften und dem Umgang mit meinen Freunden, die mich oft besuchen und mit einer liebenswürdigen Gattin, der ich mir selbst die Mühe gebe, alle möglichen schönen Eigenschaften beizulegen, daß ich wol sagen kann, sie sei das, was nicht ist, was nicht gewesen ist und was nicht sein wird. Ich auferziehe danach die Kinder, welche mir diese Gemahlin gegeben und ich pflanze denselben alsobald die Liebe zum wahrhaftig Schönen und wahrhaftig Guten ein. Ich verbringe meine Tage in Ruhe und Frieden. Ich sterbe endlich und nach dem Tode hoffe ich eine Glückseligkeit, welche die Gottheit den Freunden der Tugend und der Weisheit bestimmt.“

Unterbrochen wird dieses stille, aus Arbeiten, Träumen und Lieben bestehende Leben im Februar 1752 durch eine Reise nach Paris, das für Jselin nur eine Hochschule der feinen Sitte und des guten Geschmacks war. Schon in Göttingen äußert er, in Folge der enthusiastischen Schilderungen Freys über die Herrlichkeiten von Paris, den lebhaften Wunsch, diesen Ort kennen zu lernen. Jetzt ist sein Wunsch erfüllt. Auf der Hinreise passirt er Straßburg und hält sich einige Tage in Metz bei Frey auf. Nach der Trennung schreibt er diesem: „Wissen Sie, ich habe Sie zärtlicher geglaubt als mich und fand Sie beim Abschied von Metz doch nicht so gerührt als mich selbst“¹⁾, worauf der französische Officier seine geringe Zärtlichkeit beim Abschied durch die Gewohnheit, seine Gefühle zu bemeistern und das Bestreben, die Sensibilität des Freundes zu mäßigen, entschuldigt. In Paris bezieht Jselin

1) Brief J. an Frey vom 8. März 1752.

zuerst eine Wohnung in der durch die Schwindeleien des Schotten Law unter der Regentschaft denkwürdig gewordenen rue Quinquempoix, siedelt aber sehr bald in die rue Dauphiné zu einem H. Albrecht über, mit dessen Töchtern Babette und Fanny er in ein geschwisterlich-freundschaftliches Verhältniß tritt. Im Uebrigen bleibt das lebenslustige Paris doch nicht ohne Einfluß auf unsern vor lauter Reflexion sonst selten zum Genießen kommenden Jsaak. „Der Genuß ist hier für einen Mann meines Gleichen viel verführerischer als in Basel, wo er immer roh ist“ schreibt er an Frey¹⁾, „Gesänge, Tänze, liebenswürdige Scherze der Teufel widerstehe allem diesem, wenn er einmal davon gekostet.“ „Die Philosophie hatte mich gelehrt vanitas vanitatum und ich glaube bald, die Philosophie ist auch einmal selbst ein großer Theil davon. Ich weiß selbst nicht was ich will“²⁾. Doch wußte er sehr wohl trotz solcher momentaner Gefühlseruptionen sich das Gleichgewicht seines Wesens zu bewahren. Am meisten zieht ihn das Schuspiel und die Oper an, und sein Tagebuch aus jener Zeit ist voll der ausführlichsten Mittheilungen über das Geschehene und Gehörte. Die Disputationen in der Sorbonne und die Vorlesungen von Grassigny über die politische Sittenlehre, denen er regelmäßig beiwohnte, interessieren ihn ungleich weniger als eine Vorstellung des Tartuffe von Molière oder der Zaire von Voltaire³⁾. Mitten aus all diesen Herrlichkeiten hören wir ihn nach dem abwesenden Freunde seufzen: „Paris wäre mir noch einmal so angenehm, wenn mein lieber Freund bei mir wäre.“ Auch die Bekanntschaft mancher Notabilität der damaligen Zeit wird gemacht. Buffon empfängt ihn mit „großer Höflichkeit“⁴⁾. Bei Grimm trifft er mit Rousseau zusammen: „Das ist ein ehren- und

1) Brief J. an Frey vom Juli 1752.

2) Brief J. an Frey vom 8. April 1752.

3) Brief J. an Frey vom 28. April 1752.

4) Brief J. an Frey vom Juni 1752.

bewundernswerther Mann und zugleich eine Art von Diogenes.“ Noch in späteren Jahren rühmt Jselin an Rousseau „seine feurige Beredsamkeit“¹⁾. Gegenüber dem Enthusiasmus Tscharners und Fellenbergs, welche zu Rousseau auf die Petersinsel wallfahrten und dann ganz trunken vom Eindruck, den sie dort empfangen, heimkehren, sagt er freilich: „ich finde in Rousseaus ganzem Leben als Mensch und als Schriftsteller nichts als Sprünge, nichts Gelegtes, nichts Zusammenhängendes, ungemein viel Großes, aber nicht weniger Ungereimtes“. Ueber Rousseaus Emile schreibt er: „welch ein Gemisch von erhabenen, vortrefflichen und nichtswürdigen Sachen!“²⁾ Montesquieu lernte Jselin nicht persönlich kennen, dagegen hat er sich viel mit seinen Schriften beschäftigt. Während er in seiner Jugend an dem Verfasser des esprit des lois „den großen Geist, die weitläufige Gelehrtheit und das feine Urtheil“ bewundert und mit Stolz bemerkt, daß „einige Betrachtungen, die Montesquieu über die Republik macht,“ schon vorher von ihm gemacht seien³⁾ — wird er diesem mannhaften Schriftsteller, dessen tief sittliche Tendenz sich freilich bisweilen hinter ächt französischer Grazie und Laune verbirgt, im späteren Leben nicht gerecht, wenn er über ihn sagt: „Er redet von Allem so gleichgültig, als ob Tugend und Wahrheit von Laster und Irrthum nicht anders, als dem Namen nach verschieden wären. Alles Sittliche wird bei ihm in einen gewissen Mechanismus verwandelt“⁴⁾. Den Encyclopädisten gegenüber empfindet Jselin, im spätern Leben wenigstens, nur Abscheu, und auch für Voltaire hat er nur wenig Sympathie⁵⁾.

Im Juli verläßt Jselin nach fast halbjährigem Aufent-

1) Brief J. an Frey vom 19. Januar 1759.

2) Brief J. an S. Hirzel vom 14. und 24. Herbstmonat 1762.

3) Brief J. an S. Hirzel vom 29. Christmonat 1749.

4) Brief J. an S. Hirzel vom 27. Heumonat 1759.

5) Brief J. an S. Hirzel vom 23. Mai 1760.

halt Paris, indem er seinen Rückweg nach Basel über Genf nimmt.

Diese Reise bezeichnet gleichsam den Schlußstein von seinen Lehr- und Wanderjahren: von jetzt ab finden wir ihn, mit Ausnahme kleiner Ausflüge in die Nachbarschaft und einer weiteren Reise ins Berner Gebiet, bis zu seinem Tode an die heimatliche Scholle festgebannt.

Schon etwas früher hatten die Bestrebungen, in eine feste Stellung zu gelangen, begonnen; Bestrebungen, welche freilich mehr von Seiten der beiden Oheime, als von Iselin selbst ausgingen. Im J. 1749, also bereits mit 21 Jahren, wird er nach erfolgreicher Disputation von dem akademischen Senat zur Professur des Natur- und Völkerrechts vorgeschlagen; doch ist ihm das Loos nicht günstig. Im J. 1750 absolviert er das Examen für den Doctorgrad¹⁾ beider Rechte, und im J. 1752 erfolgt die Vertheidigung seines tentamen juris helvetici. Im J. 1754 disputirt Iselin ein zweites Mal für die mittlerweile vakant gewordene Professur der Geschichte, wird auch „in die Wahl gezogen“, verfehlt das Loos aber auch dieses Mal. Wer ihn noch 20 Jahre später den Wunsch aussprechen hört, seine Rathschreiberstelle für einige Jahre aufgeben zu dürfen, um einigen Jünglingen Vorträge über das Naturrecht, die Sittenlehre, Politik und Geschichte zu halten²⁾, der muß die Blindheit des Looses in diesem Fall beklagen. Nachdem ihm das Glück das erste Mal nicht günstig gewesen war, schreibt er: „es hat vom Zufall abgehangen, daß ich jetztund nicht Professor bin. Unser Gesellschafter Falkner ist vor 14 Tagen angekommen. Ich weiß mich gar wohl hierin zu finden, insonderheit da Falkner ein Mensch von vielen Verdiensten ist, der unserer Akademie Ehre machen

1) Nach einer eigenen Notiz J. im Familienbuche. Zufolge einer von fremder Hand herrührenden, in der Basler Universitätsbibliothek aufbewahrten Notiz erlangte Iselin den juristischen Doctorgrad jedoch erst am 25. April 1755.

2) Brief J. an S. Hirzel vom 8. Weinmonat 1774.

wird“¹⁾. Bezeichnend für die Selbstlosigkeit Sjelins ist diese milde Auffassung des Looses, da wo dasselbe ihn selbst schädigte, während er uns sonst als ein entschiedener Gegner einer Einrichtung entgentritt, die allerdings einst bei ihrer Einführung in den Jahren 1702, 1721 und 1740 der Bestehlichkeit und dem „Practiciren“ gesteuert hatte und deßhalb als „Balladium der Freiheit“ bezeichnet wurde, jetzt aber, namentlich auf akademischem Gebiet, als eine Monstrosität erscheinen mußte. In einem Brief an Salomon Hirzel²⁾ heißt es bei Gelegenheit von dessen Ernennung zum Stadtschreiber: „wie unglücklich sind wir dagegen. Unsere Verfassung und unsere armseligen Verhältnisse sind so beschaffen, daß wir für die Tugend nichts mehr hoffen dürfen. Das unglücklicherweise bei uns so ungeschickt eingeführte Loos ist größtentheils hieran Schuld.“³⁾

Auch bei der Wahl zu verschiedenen anderen Aemtern, in die Sjelin in den Jahren 1751—53 kam, war ihm das Loos nicht günstig. Seine Verwandten wollten ihn dem kaiserlichen Botschafter in Paris, Grafen Kaunitz, als Sekretär begeben. Er selbst äußert hierüber⁴⁾: „ich wünsche von Herzen, daß dieser Plan nicht zu Stande komme, obgleich es verschiedene Leute für ein großes Glück ansehen — eine solche Fortüne reizt mich nicht.“ Dagegen freute er sich auf die Aussicht durch die Vermittlung Bernoullis eine Stellung an der Berliner Akademie zu finden. Doch sollte auch dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen.

Endlich erweist ihm das Loos größere Huld und nun-

1) Brief J. an S. Hirzel vom 6. Mai 1749.

2) Brief J. an S. Hirzel vom 11. Brachmonat 1759.

3) Nicht uninteressant ist, daß auch in Bern damals bei der Rathsherrnwahl das Loos zur Anwendung kam und daß nach einem Vorschlage Val. Meyers dasselbe noch im J. 1762 in Luzern eingeführt werden sollte. Brief J. an S. Hirzel vom 6. Januar 1762.

4) Brief J. an Frey vom 22. August 1749.

mehr wird über ihn ein ganzes Füllhorn von Ehren und Würden ausgeschüttet. Im Jahr 1754 wird er Sechser auf der Zunft zum Bären (Mitglied des großen Rathes), im J. 1755 Ehegerichts- und Gerichtsherr dießseits (d. h. für den linksrheinischen Theil Basels), im J. 1756 endlich Rechenrath (Finanzbeamter) und Rathschreiber (zweiter Stadtschreiber). Außer seinen Obliegenheiten in der Kanzlei hatte der Rathschreiber folgende Stellung in dem damaligen cantonalen Organismus¹⁾: er hatte Sitz aber nicht Stimme im großen und kleinen Rath. Im kleinen Rath führte er oder der Stadtschreiber in Abwesenheit der beiden Bürgermeister das Präsidium und hatte den Stichentscheid. Im Uebrigen hatten Stadt- und Rathschreiber darüber zu wachen, daß im kleinen Rath nichts den Beschlüssen des großen Rathes zuwiderlaufendes vorkomme, eine Pflicht, die besonders schwer auf Iselin lastete. Dem Range nach wurden beide den Rathsherrn und Meistern gleich geachtet und hatte der Rathschreiber als solcher Sitz und Stimme in dem Dreier- oder Seckelmeisteramt wie auch in der Bürgercommission.

Zu dem Amt kam dann auch bald die eigene Häuslichkeit, indem Iselin sich im Anfang des Jahres 1756 mit Helene Forkart verlobte. „Meine Forkartin“ schreibt er an Hirzel²⁾ „ist noch schätzbarer als ich mir Elmire — das in seinen Träumen entworfene Ideal einer Frau — geträumt“. Auf die Verlobung folgte in einigen Monaten die Hochzeit.

¹⁾ Briefe J. an E. Hirzel vom 22. Mai und vom 10. Brachmonat 1756 und vom 4. Hornung 1763.

²⁾ Brief J. an E. Hirzel vom 21. Februar 1756.

II. Amtsthätigkeit und mit derselben zusammenhängende öffentliche Wirksamkeit.

Das Amt eines Rathsschreibers hat Zselin bis zu seinem Tode bekleidet. Zwei Mal ist er in die Wahl zum Oberstzunftmeister, dieser direkten Vorstufe zum Bürgermeister, gekommen: beide Mal war ihm das Loos jedoch ungünstig. Dafür ist er dann zum ersten Mal in seinem 29. Jahre und später noch wiederholt zum Gesandten der eidgenössischen Tagsatzung gewählt worden: ein Auftrag, den er um so lieber annahm, als er hier im Verkehr mit den Repräsentanten der verschiedenen Theile des Vaterlands die Kleinheit und Enge der heimischen Verhältnisse wenigstens für kurze Zeit vergessen durfte. Auch zu außerordentlichen Verhandlungen mit den Vertretern anderer Stände und Länder ist Zselin wiederholt delegirt worden: so unter Anderem in den Baden-Durlachschen Händeln und in der Rheinfelder Angelegenheit.

Mit dem Markgrafen von Baden-Durlach hatte die Republik Basel eine lange Reihe von Jahren hindurch Händel wegen der Benutzung des Wassers an der Grenze beider Territorien. Als der gefährlichste Gegner Basels wurde der Durlachsche Hofrath Reinhard bezeichnet, „ein schlauer und listiger Mann, der unsere schwache Seite wohl zu bemerken scheint“¹⁾. Des langen Haders müde sendet der Markgraf endlich den Professor Schöpflin nach Basel. Von Seiten der Stadt wird ihm eine Deputation gegenübergestellt, zu der auch Zselin gehört. Nach längeren Verhandlungen wird der Streit endlich durch Vertrag vom 16. und 25. August 1756 beigelegt. Alle Theile, namentlich aber der Professor Schöpflin, dem die Republik Basel ein Präsent von 100 Luisd'or macht, sind

¹⁾ Brief Z. an S. Hirzel vom 21. Februar 1756.

mit diesem Resultat zufrieden. Als dem Markgrafen ein zweiter Sohn geboren wurde, zeigte er dieses frohe Ereigniß seinen republikanischen Nachbarn an und diese über sandten ihm einen Pathenbecher¹⁾. Im Jahr 1765 haben der Markgraf Karl Friedrich und seine Gemahlin Basel dann für einige Tage besucht. Ihr Auftreten wird als außerordentlich einfach und anspruchlos geschildert. Ein besonderes Interesse zeigten sie für die Naturaliensammlung und die Fabriken.

Weniger glücklich ist der Ausgang der zweiten Haupt- und Staatsaction. Die Basler Fischer waren ihren Kunst- artikeln nach zugleich Schiffer; die damals noch kaiserlichen Rheinfelder dagegen nur Fischer. Allmählig aber begannen die Rheinfelder Fischer auch Passagiere und Waaren den Rhein abwärts zu fahren. Darob großes Entsetzen, Protest und Klage der Basler Fischer und Schiffer. Iselin wird mit der Untersuchung der Rechtsfrage betraut. Das von ihm ausgearbeitete Promemoria, das sich vom Standpunkt des bestehenden Rechts auf die Seite der Basler Schiffer stellt, überreicht er und ein anderer Delegirter seines Standes dem kaiserlichen Residenten von Marschall. Die Deputation erhält jedoch die wenig günstige Antwort, daß das ausschließliche Recht der Basler Schiffer aus der Zeit der Zugehörigkeit Basels zum deutschen Reich stamme; da seit der Lösung dieses Verbands Basel die onerosen Folgen desselben nicht mehr trage, könne es auch die utilia nicht mehr beanspruchen. Auch sei die Sperrung des Rheins gegen die Rheinfelder wider alles Natur- und Völkerrecht, ja wider die Vernunft selbst. Zudem könne der Kaiser, der die Rheinfelder seiner Zeit zu Fischern gemacht, sie jetzt auch zu Schiffern machen. Auf diesen, wie es scheint, nicht einmal in höflicher Form erteilten Bescheid, weigert sich Iselin dem Residenten die Antwort des Raths mündlich

¹⁾ Brief J. an S. Hirzel vom 14. Herbstmonat 1756. Peter Ochs Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. Bb. VII, S. 619.

zu überbringen. Sie wird ihm daher schriftlich durch einen Registrator zugestellt¹⁾).

Außer diesen Verhandlungen mit „fremden Herren“ hat Fselin mehrfach den „eigenen Unterthanen“ in Liestal und Klein-Basel den Huldigungseid abzunehmen und den Stab des abtretenden Schultheißen dem neu eintretenden zu übergeben gehabt. Mehrere der bei dieser Gelegenheit im Namen: „der Hochgeachteten, Hochedelgeborenen, Hochedlen, Gestrengen, Frommen, Vornehmen, Fürsichtigen und Weisen Herrn, der Herren Bürger Meister und Rätthe einer Hochlöblichen Stadt und Republik Basel, Unserer Allerseits Gnädigen Herren und Oberen“, gehaltenen Reden Fselins sind uns noch erhalten. Wenn das offizielle Ceremoniell ihn auch die „lieben, getreuen“ Unterthanen zugleich als „glückselige“ anreden hieß, so hat er sich doch, namentlich in den letzten Jahren seines Lebens, nur mit Entrüstung und Schmerz über die politisch rechtlose Lage derselben ausgesprochen.

Doch verschwinden diese außerordentlichen Dienste vollständig neben der Last der Tagesarbeit. Wie ernst Fselin es mit dieser genommen, könnten wir aus seinen Briefen ersehen, wenn wir es nicht bereits aus dem Zeugniß seiner Zeitgenossen wüßten²⁾. Den kleinsten Dingen, sofern sie mit dem Wohl der Heimath zusammenhängen, widmet er sich mit derselben Wärme, mit derselben persönlichen Hingebung, wie den größten und höchsten.

Als der Holzmangel in der Stadt immer größer wird, weist er wiederholt auf die Nothwendigkeit hin die Waldungen auf dem Lande pfleglicher zu behandeln; jedoch ohne Erfolg, „denn unsere seltsame Regierungsform ist der Ausführung guter und gemeinnütziger Entwürfe nicht allzu vortheilhaft“³⁾.

1) Brief F. an S. Hirzel vom 18. Christmonat 1756.

Peter D. S., Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. Bd. VII, S. 626.

2) S. Hirzel, Denkmal S. 17. Basler Neujahrsblatt S. 6.

3) Brief F. an S. Hirzel vom 21. Februar 1756.

Da er auf diesem Wege nicht zum Ziel gelangt, sucht er einen andern. Von Zürich hat er gehört, daß man dort Steinkohlen gefunden habe. Da einige Anzeichen dafür zu sprechen scheinen, daß man auch um Basel, namentlich in der Gegend von Rheinfeldern welche finden müsse, so wirkt er dahin, daß auch hier durch sachkundige Leute Untersuchungen angestellt werden.

Die Lebensmittelpolitik der einzelnen Staaten der damaligen Zeit war eine wesentlich präventive, ja sie mußte es unter den obwaltenden gesetzlichen Beschränkungen sein. Die Getreidezufuhr aus fremden Ländern, ja selbst aus andern Kantonen der Schweiz war von allen Seiten gesperrt, was ein enormes Steigen der Getreidepreise in Miswachs Jahren, sowie Elend und Hunger der ärmeren Klassen zur Folge hatte. Um diesem vorzubeugen, speicherte die Regierung in guten Jahren große Getreidevorräthe auf. Diese litten und verdarben aber häufig, weil das Getreide schlecht gedörret war. Es galt also die beste Methode des Dörrrens kennen zu lernen und in Anwendung zu bringen. Unermüdtlich finden wir nun Felin bald nach Genf, bald nach Zürich hin schreiben, an welchen beiden Orten Versuche mit neuen Dörrmethoden gemacht worden waren. Endlich im J. 1762 konnte die Rechnenkammer in Folge der gemachten Umfragen und Experimente eine eigene Korndarre in Basel bauen lassen, die sich dann in den Miswachs Jahren 1770.71, wie wir sehen werden, vortrefflich bewährte.

Auch die Verbesserung des Münzwesens hat ihn vielfach beschäftigt. Die Schweiz und namentlich Basel wurden seit dem siebenjährigen Kriege mit geringhaltiger Scheidemünze überschwemmt, so daß der französische Neuthaler, der sonst 36 (gute) Batzen galt, nunmehr einen viel höheren Werth enthielt als 36 (schlechte) Batzen¹⁾. Zürich hatte bereits im J. 1756 ein Münzmandat erlassen, durch welches die Circulation nicht

¹⁾ D h 3, Geschichte Basels Bd. VII, S. 635.

vollwerthiger Münzen unterdrückt werden sollte, sei es nun, daß diese Münzen bereits zu einem geringeren als dem gesetzlichen Feingehalt geprägt, oder doch erst später durch Beschneiden, Abfeilen u. dergl. m. an ihrem ursprünglichen Feingehalt verkürzt worden waren. Daß Basel nicht dem Beispiel Zürichs folgt, erklärt Tselin auf folgende Weise: „Unsere Kaufleute sein unsere Gesetzgeber und die Excutoren davon und also ist es nicht möglich, Meister über sie zu werden: sie machen einen allzu großen Gewinn von dem schlechten Gelde, für daß sie diesen Akt ihrer Handelschaft so leicht sollten zu Grunde gehen lassen“¹⁾. Im J. 1762 macht Tselin den Vorschlag alle fremden Münzen zu verbieten, die eigenen einzuziehen und neue zu prägen. Die dem Münzgesetz zuwider Handelnden sollten scharf bestraft und zu ihrer Ausfindigmachung heimliche Kundschafter angestellt werden²⁾. Der große Rath verordnete, daß die Bazen fortan nach ihrem declarirten Werth geprägt werden sollten und „daß Niemand den Neuthaler höher als zu 40 Bazen einem aufdrängen dürfe“³⁾.

Eine Frage, für deren gedeihliche Lösung Tselin während seiner ganzen Amtsthätigkeit gekämpft und — gelitten hat, war die Aufnahme neuer Bürger. Während in früheren Jahrhunderten in Basel Fremde ohne Schwierigkeiten zu Bürgern aufgenommen worden waren, erfolgte im Anfang des XVIII. Jahrhunderts die Abschließung der Bürgerchaft nach Außen. Fünfzig Jahre waren seitdem verflossen. Die Bevölkerung der Stadt hatte in einer besorgnißerregenden Weise abgenommen, so daß z. B. im J. 1761 80 Personen mehr begraben als getauft worden waren⁴⁾. Es hatte sich in Folge

¹⁾ Brief T. an C. Hirzel vom 16. April 1756.

²⁾ Brief T. an C. Hirzel vom 30. Heumonath 1762.

³⁾ Ochs, Geschichte Basels Bd. VII, S. 635.

⁴⁾ Brief T. an C. Hirzel vom 10. Januar 1762. L. Oser, die Zunahme und Abnahme der Bevölkerung der Stadt Basel, in den Beiträgen zur Geschichte Basels, herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. Basel 1839 S. 243.

dieser Uebelstände bereits im J. 1757 einigen Bürgern die Ueberzeugung aufgedrängt, daß die Sperrung der Bürgerschaft wieder aufgehoben werden müsse. Durch eine solche Maßregel wurden aber so viele Interessen und Vorurtheile berührt, daß schon der Gedanke an die Möglichkeit der Aufnahme neuer Bürger eine gewaltige Aufregung hervorrief. In dieser Zeit (1757) hatte Hjelin seine Gedanken über diese brennende Frage niedergeschrieben. Das Manuscript war gegen den Willen des Verfassers von seinen Freunden und Gesinnungsgenossen dem Druck übergeben worden. Die Schrift erschien anonym unter dem Titel: „Freimüthige Gedanken über die Entwicklung unserer Vaterstadt.“

Der Inhalt desselben ist in Kürze folgender.

„In einer der glücklichsten Gegenden liegend, auf zween Seiten mit dem besten Getreideland umgeben wie auch mit dem herrlichsten Segen des vortrefflichsten Weinwuchses bekrönt, fehlet Basel von Seiten der Natur zur Speise und zum Getränke nichts.“ (S. 9.) „Mit allen handelnden Ländern von Europa haben wir vermittelst eines schiffreichen Flusses und der schönsten Landesstraßen die leichteste und vortheilhafteste Communication (S. 11).“

„In Betrachtung dessen also und der geringen oder fast gar keinen Auflagen sein die hier aufgerichteten und aufzurichtenden Fabriken und Manufakturen vor allen anderen in Deutschland und in Frankreich im Stande, die Concurrenz durch die Wohlfeile zu behaupten.“ (S. 11.)

„Haben wir zu solchen glücklichen und gesegneten Umständen eine proportionirte Bürgerschaft? Könnten nicht mehrere Bürger und Einwohner hier ihre Nahrung finden?“ — —

„Wer kann hieran zweifeln, als ein kurzsichtiger und eigennütziger Geist, der sich des in einem staubigten Contor erlernten Schlendrians fortbedient, und nicht weiß, welche Wunder Fleiß und Emsigkeit thun können und gethan haben!“

Und nicht nur daß die bestehende Bevölkerung nicht wächst, sie nimmt sogar ab.

Der hieraus entstehende allgemeine Zustand ist sehr beklagenswerth. Viele Handwerke sind übersezt d. h. die Handwerker können bei der geringen Anzahl anderer Bürger ihre Nahrung nicht finden. Eine Folge hievon ist der Müßiggang, der wieder seine Ausgaben mit sich bringt. (S. 12.) Ferner können Viele ihre Häuser weder mehr verzinzen noch behaupten und niemand kauft ihnen dieselben ab. „Der Preis aller Häuser in der Stadt zusammengenommen ist um mehr als eine Million geringer. Um diese Million hat unsere Ehrenbürgerchaft minder Credit.“ (S. 13.) „Unsere Voreltern haben die schönsten und reichsten Armenanstalten gemacht. Sie seien aber dermalen alle nicht zureichend.“ (S. 14.)

Daneben freilich „haben wir dermalen reiche Häuser mehr als ehemals. Alles glänzet, alles scheint bei diesen Leuten. Ihre Handelschaft ist in der größten Blüthe.“ Ihre Anzahl ist aber nur gering. Zudem „vermehrte der überschwängliche Reichtum einiger Wenigen die Verderbniß, die Armuth und das Elend des Volkes“. (S. 14.) Denn „so sehr die Reichen zu großen Unternehmungen fähig, und dadurch dem Staat und der Handelschaft sehr nützlich sein, so halte ich doch die Mittelmäßigen — d. h. den Mittelstand — an allen Orten für nützlicher.“ „Sie geben dem Bürger ebenso viel zu verdienen, sie nähren ebenso viel nützliche Bediente und oft mehr Arbeiter als die Reichen. Sie sein dem Stande der Armuth näher und also milder und mitleidiger als dieselben.“ „An solchen Leuten ereignet sich bei uns ein großer Mangel.“ (S. 15.)

Da die Verarmung der mittleren und unteren Klassen eine Folge der Entvölkerung ist, so sucht Iselin nach Mitteln, um der letzteren entgegenzuwirken, wobei folgende in anderen Staaten zu diesem Zweck in Anwendung gebrachte Mittel verworfen werden: „die Aussteuerung armer Jungfrauen,“ „das

„jus trium seu quatuor liberorum“, „die Besetzung von Aemtern und Würden lediglich mit Verehelichten“. (S. 16.)

Dagegen bringt Fselin folgende Mittel gegen die Entvölkerung in Vorschlag: 1, die „Beförderung der Emsigkeit, der Mäßigkeit und der guten Sitten nebst allem demjenigen, was den guten Bürgern Arbeit, Verdienst und Nahrung bringen kann“; (S. 16);

2, „ein anderes höchst treffliches Mittel wären gute Polizei-Berordnungen wider Pracht, Ueppigkeit und die ausgelassene Lebensart, die bei uns so sehr überhand nimmt. — Diese verdoppeln ja vervierfachen die Nothdürftigkeit derer, die in der Ehe leben, und machen einen ehrwürdigen und erwünschten Stand schwer und verhaßt und den ledigen Stand beneidenswertig.“ (S. 18.)

Ein besseres Mittel gegen Pracht und Ueppigkeit als Luxusgesetze findet Fselin übrigens in der Verbesserung der öffentlichen Erziehung. „Sie wird allein die Anständigkeit der öffentlichen Sitten wiederherstellen.“ Hier gilt: „Gefäße ohne Sitten sein eitel. Ein Gefäßgeber kann nie genug besorgt sein, daß die Sitten die Gefäße und die Gefäße die Sitten unterstützen;“ (S. 19. 20.)

3, den Verkauf von Rebgärten und Aedern, „mit denen sich die Bürger allzusehr beschleppen,“ „indem sie zugleich ihre bürgerlichen Gewerbe vernachlässigen“; (S. 22.)

4, „die Verbesserung des Münzwesens. Durch das schlechte Münzwesen leiden namentlich die Schatzkammer und der gemeine Bürger. Dieser dadurch, daß er die Lebensmittel theuer bezahlen muß, ohne daß er zugleich seinen Arbeitslohn allemal in demselben Verhältniß erhöhen kann;“ (S. 24.)

5, „die Wiederherstellung der Blüthe der Universität. Eine wohl eingerichtete und blühende Universität trägt einer Bürgerschaft mehr ein und giebt derselben mehr zu verdienen, als Manufakturen. Leipzig, Göttingen und Halle tragen jede mehr ein als 40 Fabriken;“ (S. 26.)

6, „die Aufmunterung der Bürger zu solchen Professionen, die den Vertrieb ihrer Arbeit außerhalb finden.“ Zu diesem Zweck dürfte der Staat weder Geld noch Rath schonen. „Bei solchen Arbeiten könnten auch Weiber und Kinder wohl angewendet werden;“ (S. 26.)

7, „die Annahme eifriger und rechtschaffener Fremder in die Bürgerchaft.“ Denn „es ist eine allgemeine und unwidersprechliche Anmerkung“, daß in den Städten die Bevölkerung immer mehr ab- als zunimmt. „Die städtischen Arbeiten, die Lebensart, die Bequemlichkeit, die Fehler der Städter, vielleicht noch andere sittliche und natürliche Ursachen werden dießorts immer stärker sein, als alle Anstalten und Vorkehrungen der Gesetzgeber.“ (S. 28.)

Hierauf folgt eine eingehende Besprechung und Kritik der gegen die Aufnahme neuer Bürger angeführten Gründe. Nachdem dieselben als nicht stichhaltig zurückgewiesen worden, fährt Fselin fort: „Man braucht hierbei nur dem Beispiel der Voreltern zu folgen, welche bis zu Anfang dieses Jahrhunderts alle ehrlichen Leute mit Vergnügen zu Mitbürgern angenommen haben. Alle unsere Fabriken haben wir solchen Fremdlingen zu verdanken.“ (S. 41.)

Wie sehr Fselins Vorschläge übrigens trotzdem im Detail den bestehenden Verhältnissen und Anschauungen Rechnung trugen, zeigen folgende Bedingungen, von deren genauer Einhaltung er die Aufnahme neuer Bürger abhängig gemacht wissen wollte.

1. Von der Aufnahme will er vollständig ausgeschlossen wissen:
 - a, alle nicht Evangelischen.
 - b, „alle, die einer fremden Obrigkeit durch Leibeigenschaft, Lehenschaft, Rechenschaft oder durch andere Bande verpflichtet sind.“
 - c, alle Verbrecher, Lasterhaften, und die „ein verdorbenes Herze und lasterhafte Sitten anzeigen.“ (S. 42.)

2. Auch sollen die Neuaufzunehmenden nicht „einer Profession angehören dürfen, welche schon übersetzt ist“; ein unverehelichteter Handwerker mußte sich außerdem verpflichten, eines alten Meisters oder sonst ehrlichen Bürgers Tochter zu heirathen.
3. Ein Professionist, Künstler, Gelehrter und Fabrikant hätte 3—10, ein Rentier 60,000 Gulden Vermögen aufzuweisen. (S. 43.)
4. Die Aufnahmegebühren wollte er jedoch nach den damaligen Verhältnissen möglichst niedrig tarifirt haben: für den Rentier auf 2000, für die Uebrigen auf 50 bis 100 Gulden. (S. 44.)
5. Neben dem gewöhnlichen Bürgereid sollte der Aufzunehmende schwören müssen, daß er keinem fremden Fürsten, Herrn oder Staat durch Dienste oder sonstige Bande verbunden und in Basel zu wohnen und zu leben gesonnen sei. (S. 44.)
6. Es sollte der neue Bürger eine „Zunft“ „anzunehmen“ verpflichtet sein.“ (S. 45.)
7. Erst die Söhne der neuen Bürger sollten in den großen Rath und das Stadtgericht, und erst die Großsöhne in den kleinen Rath und zu einträglichen Aemtern — mit Ausnahme nur der akademischen und geistlichen Bedienungen — gelangen können. (S. 45.)

Die „Freimüthigen Gedanken“ erregten allgemeines Aufsehen und waren in acht Tagen vollständig vergriffen, so daß eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte. Der Aerger, den diese zweite Auflage erzeugte, war um so größer, als die entscheidende Sitzung des großen Rathes bereits vor der Thüre stand. Die Gegner der Bürgeraufnahme hatten eine Widerlegung der Freimüthigen Gedanken, unter dem Titel: „Unpartheische Betrachtungen zc.“ (angeblich aus der Feder des Professors Rudolf Iselin stammend) vorbereitet, diese aber erst 5 oder 6 Tage vor der Sitzung an die Mitglieder des

großen Rathes vertheilen lassen, um auf diese Weise eine Replik Iselin's abzuschneiden. Doch wurde dieses Manoeuvre vereitelt, indem unmittelbar nach der Vertheilung dieser Gegen- schrift Jsaak Iselin, der Gerichtsherr Ortman und der Schultheiß Wolleb in fröhlicher Gesellschaft beißende Randglossen zu den „Betrachtungen“ verfaßten und sofort dem Druck über- gaben. Diese wurden dann vor der entscheidenden Sitzung an allen Ecken der Stadt gelesen. „Allen Wohlgefinnten war, so schreibt Iselin, das unschuldige Vergnügen gegeben, die Geg- ner auf eine so unerwartete Weise überrascht zu sehen.“ Nach- dem man unterdeß Iselin durch allerhand Versprechungen vergeblich zu gewinnen versucht hatte, wurden nun die schlimm- sten Verdächtigungen gegen ihn ausgestreut, ja es wurde endlich seine Schrift von der Censur verboten¹⁾. Inzwi- schen war der 20. März, der entscheidende Tag der Groß- rathssitzung, herangerückt. Die Replik hatte den Gegnern des Vorschlags so sehr geschadet, daß sich die Majorität des großen Rathes im Princip für die Aufnahme neuer Bürger erklärte. Die geschlagene Minorität wollte die beschlossene Maßregel wenigstens erst mit dem J. 1760 ins Leben treten lassen. Sie unterlag aber auch in dieser Frage mit 86 gegen 107 Stimmen. Doch hielt sie sich immer noch nicht für völlig besiegt, indem sie bei Feststellung der einzelnen Bedingungen für die Bürgeraufnahme das verlorene gegangene Terrain wieder zu gewinnen hoffte. Und hier war der Erfolg ihrer Bemühungen so groß, daß Iselin der am 24. April 1758 publicirten Verordnung die Ueberschrift zu geben rieth: „Mittel einen guten Zweck zu verhindern“²⁾. Und in der That hatte man die im Princip beschlossene Bürgeraufnahme durch die Aufstellung folgender Bedingungen möglichst abzu-

1) Brief J. an S. Hirzel vom 22. März 1758. Vischer, Erinnerungen an Jsaak Iselin S. 6. Ochs, Geschichte Basels Bd. VII, S. 627.

2) Brief J. an S. Hirzel vom 5. Mai 1758.

schwächen gewußt. Die neu aufzunehmenden Bürger mußten den Besitz eines guten Leumunds nachweisen und sich außerdem verpflichten, keine Profession zu treiben, die einem alten Bürger nachtheilig sein könnte. Edelleute waren von der Aufnahme völlig ausgeschlossen. Von verheiratheten Rentiers wurde der Nachweis eines Vermögens von mindestens 60,000 Gulden, von unverheiratheten ein solcher von 40,000 Gulden verlangt. Die Aufnahmegebühr betrug für Verheirathete 1000, für Ledige $666\frac{2}{3}$ französische Neuthaler. Endlich mußte der Neuaufzunehmende einen Eid darauf schwören, daß er keinerlei Praktiken angewendet habe, um sich das Bürgerrecht zu verschaffen¹⁾. Trotz dieser erschwerenden Bedingungen waren von 1758 bis 1762 doch 29 neue Bürger aufgenommen worden. Im J. 1762 wurde die Frage der Bürgeraufnahme wiederum im großen Rath verhandelt, wobei sich folgende Scene ereignete. Bei Besprechung der verschiedenen die Entvölkerung bewirkenden Ursachen hielt ein Merian „eine donnernde Rede“ gegen die ledigen Leute, weil sie die Hauptschuld der Entvölkerung trügen. Der Gerichtsherr Ortmann entgegnete hierauf, daß die ledigen Leute, zu denen auch er gehöre, eher zu bedauern als zu schelten seien. Er habe sich bisher vergeblich nach einer Ehefrau umgesehen und um den Ernst seiner Absichten zu beweisen, halte er hiermit feierlichst um die Hand der Tochter des Eiferers an. Iselin bemerkt hierzu: „Dieser Einfall wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen“²⁾. Indeß bereits im J. 1763 siegte die der Bürgeraufnahme feindliche Partei des Rathsherrn Meyer, eines Schuhmachers, und es wurde beschloffen, für die nächsten 6 Jahre keine neuen Bürger mehr aufzunehmen, ein Beschluß, der dann im J. 1770 auf die nächsten 10 Jahre ausgedehnt

1) Brief J. an S. Hirzel vom 5. Mai 1758.

2) Brief J. an S. Hirzel vom 29. Januar und 10. Hornung 1762.

ward¹⁾. Trotzdem die Volkszählung des J. 1779 ergab, daß die Bevölkerung der Stadt Basel sich seit 1609 um mehr als 5000 Seelen vermindert hatte²⁾, so wurde im J. 1782 der Eintritt in die Bürgerschaft doch wieder gesperrt, nachdem im J. 1781 neue Bedingungen für die Bürgeraufnahme aufgestellt worden waren und 15 Personen darauf hin das Bürgerrecht erhalten hatten. Erst das J. 1798 brachte auch hierin Abhilfe³⁾.

Eine andere Frage, in der Nelin seinen eigenen Standpunkt eingenommen und sowohl mündlich als schriftlich vertreten hat, betrifft die Aufwandgesetze. Unter den mannigfachen Eingriffen der merkantilistischen Politik in die Freiheitsphäre des Einzelnen, die wir heute als unantastbar anzusehen gewohnt sind, war einer der schlimmsten die gesetzliche Regelung des Aufwands der Staatsbürger. Solche Luxus-Mandate, Reformationsordnungen, Kleiderordnungen, wie man diese Aufwandgesetze nannte, waren auch in Basel in den J. 1704, 1747, 1750, 1754, 1758 erlassen worden, freilich ohne daß man ihre Durchführung zu erzwingen im Stande gewesen war⁴⁾. Im J. 1763 wurden weitere Eingriffe namentlich in die Grund- und Freiheitsrechte der Frauen geplant. Darüber schreibt Nelin: „Die Baseltracht steht auf dem Spiel.“ „Das Kleiderwesen ist in der äußersten Krisis. Unsere Frauenzimmer sind in der größten Aufregung“⁵⁾. Im J. 1765 wird dann eine neue Reformationsordnung erlassen, die dem Bedürfnis nach Luxus immerhin noch einigen, wenn auch nicht den erwünschten Spielraum gewährt. In den J. 1768, 1769, 1780 und 1784 werden Zusätze, Erläuterungen und Abänderungen zu der Verordnung von 1765 erlassen. Der Inhalt dieser Ge-

¹⁾ Brief J. an S. Hirzel vom 28. Christmonat 1763.

²⁾ Brief J. an S. Hirzel vom 11. Hornung 1780. L. Djer I. c. S. 244.

³⁾ D. & S., Geschichte Basels Bd. VII, S. 628.

⁴⁾ D. & S., Geschichte Basels Bd. VII, S. 641.

⁵⁾ Brief J. an S. Hirzel vom 16. Wintermonat 1763.

setze ist aus einem dreifachen Grund interessant. Einmal giebt er uns eine Vorstellung von dem Luxus, der damals geherrscht haben muß: so wurde Kindern unter 6 Jahren das Tragen kostbarer Mützen als von Seide oder Fäden verboten, ebenso den Dienstmägden das Tragen seidener und halbseidener Kleider; auch durften die Kutschen und andere Equipagen nicht mit Sammet oder Seide ausgechlagen werden. Sodann ersehen wir aus denselben, daß selbst harmlose Neuzerungen der Volksfreude mit dem Interdikt belegt wurden, so namentlich das Ehrenschießen bei Hochzeiten, die Umzüge der Knaben zur Fastenzeit, überhaupt „alle Maskirungen, Vermummungen und Verkleidungen in der Fastnacht“. Endlich aber gewähren diese Ordnungen zugleich einen Einblick in das Raffinement, mit dem ihre Bestimmungen umgangen wurden. Wurde z. B. der Genuß alles ausländischen Berggeflügels und alles ausländischen Weins verboten, so aß man in Folge dessen um so mehr Fasanen und rechnete den Sundgau und das Markgrafenland bezüglich seiner Weine zum Inland, bis dann auch der Fasanengenuß, mit Ausnahme des Traktaments von Standespersonen ausdrücklich untersagt wurde. Verbot man zu öffentlichen Mahlzeiten mehr als 50 Personen einzuladen und waren von dieser Zahl nur die Fremden ausgenommen, so wurden zu den 50 Baslern — wie ein Redner anführte — einmal alle Offiziere von Groß-Hünningen eingeladen, so daß die Gesetzgeber sich genöthigt sahen, die Ausnahme auf die durchreisenden Fremden zu beschränken. Wurde den Bewohnern der Landschaft das Kaffeetrinken verboten und erhielten die Prediger den Auftrag, ihre Pfarrgenossen vom Kaffeegenuß abzumahnern, so bediente man sich des Auswegs, den Kaffee mit Milch, Brod und Erdäpfeln zu kochen, und ihn nicht nicht mehr zu trinken, sondern zu essen.

Das Ungereimte und Unzureichende dieser Luxusgesetze hatte Iselin schon früh erkannt und der Besprechung dieser Frage eine eigene, freilich für den Augenblick ohne Folge

gebliebene Arbeit gewidmet. Sie trug den Titel: Palämon, oder von der Ueppigkeit. Von Jsaak Iselin, Rathschreiber in Basel, 1769. Ihr folgte im nächsten Jahre: Der neue Palämon oder von dem Aufwande, worin verschiedene Irrthümer berichtigt und über die Quellen der Theuerung und der Armuth einige Anmerkungen gemacht werden. Dieser Abhandlung waren angehängt: Vermischte Betrachtungen über die Wohlhabenheit, Unmäßigkeit, den Geist der Ausschließung, die Einschränkung des Rechts zum Arbeiten, die verschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft, die Theuerung.

Die beiden Arbeiten haben die Form eines Dialogs. Zwischen Aristus, Eurikles und dessen Sohn werden auf dem Landgut des Theokles die Fragen über das Wesen des Luxus und seine Folgen, sowie über die Aufwandgesetze (lois somtuaires) verhandelt. Eurikles vertritt den Standpunkt der Luxusgesetze, Aristus, hinter dessen Maske sich der Verfasser verbirgt, den der Nutzlosigkeit, ja der Schädlichkeit solcher Gesetze. Der Sohn des Eurikles fordert, indem er die Ansichten des tugendhaften Eudämon vorträgt, eine gemeinnützige Verwendung der Reichthums.

Eurikles hält die Ueppigkeit für ein sittliches Uebel, „weil sie die Seele des Menschen schwächt und weil sie dessen Charakter erniedrigt“, zugleich für ein politisches Uebel, „weil entkräftete und erniedrigte Menschen keine guten Bürger sein können, und endlich für ein volkswirtschaftliches Uebel, „weil die unordentlichen Begierden eines üppigen Menschen zu ihrer Befriedigung die Armuth und die Unterdrückung tausend anderer nothwendig machen“. (S. 49.) „Wie soll, ruft er aus, die Freiheit uns beglückseligen, welche nur bei der Gleichheit und bei der Bescheidenheit der Bürger statt hat? (S. 46.) „„Wenn ein Einziger nicht pflügt oder ein Weib nicht arbeitet““ sagt schon ein chinesischer Despot, „„so muß jemand hungern und nackend gehen““. Und „„wie sollten nicht viele ungekleidet

bleiben““ sagt ein anderer Chinese, „wenn so viele beschäftigt sind einen Einzigen zu kleiden?““ Die traurigen Früchte der Ueppigkeit sind demnach Ungleichheit, Ungerechtigkeit, Unterdrückung! (S. 47.) Wenn nun für verblendete und unverständige Sklaven der Eitelkeit die Warnungen der Vernunft fruchtlos sind, sollte da der Gesetzgeber nicht das Recht und die Pflicht zum Einschreiten haben?“ (S. 49.) Hierauf erwidert Aristus: „Pracht, Sinnlichkeit und Aufwand fangen erst an ein Uebel zu werden, wenn sie dem einzelnen Menschen und der ganzen Gesellschaft anfangen Nachtheil zu bringen.“ „Vielleicht ist der Genuß derselben sogar ein sittliches und politisches Gut, weil er die erhabenen Fähigkeiten entwickelt, mit welchen die Natur nicht umsonst besser geartete Menschen begünstigt hat und weil er edleren Seelen, die zum Besten der Menschheit sich über niedrige Beschäftigungen hinwegsetzen müssen, mannigfaltige, ihrer würdige und sie zu höheren Gefühlen aufmunternde Erquickungen darbeut.“ (S. 50.) „Die Ansicht des chinesischen Despoten ist eine Ungereimtheit;“ „denn in jeder von der Natur nicht gänzlich unbegünstigten Gegend kann bereits ein Theil der Einwohner für sich und die Uebrigen genug Nahrungsmittel erzielen;“ „es müßten also in Folge dessen in solchen Ländern viele Menschen müßig sein, oder alle sehr wenig arbeiten, wenn alle mit nichts als mit Anbauung von Nahrungsmitteln beschäftigt sein sollten. Und daß dieses der Zweck der Natur nicht gewesen sei, erhellet ganz deutlich aus den so unendlich mannigfachen Fähigkeiten zu so vielen Künsten, mit denen sie die Menschheit nicht vergebens ausgerüstet hat.“ (S. 52. 53.) Dieser Fähigkeit entspricht denn auch unsere Empfänglichkeit für die Produkte der Künste, für Pracht, Sinnlichkeit, Aufwand. Wir müßten also die Natur selbst tadeln, daß sie unserer Seele die Neigung zu diesen Vergnügungen eingepflanzt hat. Diese sind an sich kein Uebel, können es aber werden, „wenn zum Nachtheil seiner höheren Bestimmung der Mensch ihnen mit einer un-

mäßigen Begierde nachstrebt, und von denselben einen Gebrauch macht, durch welchen seine Tugend geschwächt und seine oder der Gesellschaft Wohlstand vernichtet wird.“ (S. 55.) Dennoch hält Aristus im Allgemeinen nicht dafür, daß gegen die Ueppigkeit auf dem Wege des Gesetzes eingeschritten werde, „1, weil solche Gesetze in den meisten Fällen fruchtlos sein würden und weil eitle Drohungen die Majestät der Gesetze entweihen; 2, weil, wenn sie ihren Zweck gewiß erreichen sollten, sie so eingerichtet werden müßten, daß sie allen Fleiß und alle Gewerbsamkeit aus dem Staate verbannen und also demselben ein weit größeres Uebel zufügen würden; endlich 3, weil durch eine beständige Inquisition sie die Freiheit und die Ruhe der Bürger auf eine beinahe despotische Weise alle Augenblicke stören würden.“ „Ich leugne indessen nicht,“ fügt Iselin hinzu, daß es Arten von Ueppigkeit gäbe, wider welche es nützlich und nöthig ist, Gesetze zu machen.“ (S. 49.) An den Erfolg solcher Gesetze hat er freilich selbst nur geringen Glauben. „Verbote ausföndig zu machen ist keine Kunst, aber derselben Vollziehung bewirken, dieses ist schwer.“

Bedeutfam für Iselins Auffassung der Pflichten, welche der Reichthum seinem Träger auferlegt, sind die Worte, die er am Schluß seiner Abhandlung den jungen Eudämon durch den Mund des Sohnes des Eurikles aussprechen läßt: „Wollt Ihr mit Ehren Euer Geld verthun, wie es in der That Eure Schuldigkeit ist, so widmet Euren Ueberfluß gemeinnützigen Anstalten zur Erziehung der Jugend, zur Aufmunterung der Emsigkeit und zur Beehrung der Verdienste. Lasset durch geschickte Künstler verdienten Männern Ehrengedächtnisse aufrichten, ertheilet Preise denjenigen, welche durch gemeinnützige Erfindungen sich hervorthun. Unterstützet und stiftet selbst Anstalten, durch welche Tugend und Weisheit unter unsern Mitbürgern ausgebreitet werden können. Wenn Ihr weise genug seid den vierten Theil Eures Ueberflusses auf diese Weise anzuwenden, so wollen wir Euch erlauben, mit dem Uebrigen zu thun was

Ihr gut findet, so werden wir nicht mehr nöthig haben, Euch Aufwandgesetze vorzuschreiben.“

Wenn Aristus sich schließlich damit einverstanden erklärt daß diese sittlichen Postulate auch zu Zwangsgesetzen erhoben werden, so hat er damit nur einen Gedanken ausgesprochen, den die Einkommen-, Vermögens- und Erbschaftssteuer unserer Tage, wenngleich in bescheideneren Grenzen, realisiert hat.

Iselins Thätigkeit im Unterrichts- und Erziehungs- weien fand ihren Ausgangspunkt in einem amtlichen Auftrage und hatte auch später wiederholt Berührungspunkte mit seinen amtlichen Obliegenheiten. Die äußere Veranlassung zum Betreten dieses Gebietes war für ihn zunächst folgende. In den 60^{er} Jahren des vorigen Jahrhunderts trat in Folge der namentlich durch Rousseaus Schriften erzeugten Bewegung auf pädagogischem Gebiet sowohl in Bern als auch in Zürich und Basel das Bestreben zu Tage, die städtischen Lateinschulen zu reformiren. Der Große Rath von Basel ernannte im J. 1760 eine Commission von 17 Personen, unter denen sich auch Iselin befand, damit diese Vorschläge darüber mache, „auf welche Weise die kleinen und großen Stadtschulen in einen besseren Stand gesetzt werden könnten“. Diese Commission wählte aus ihrer Mitte einen engeren Ausschuss bestehend aus 7 Mitgliedern, zu denen ebenfalls Iselin gehörte. Von jetzt an beschäftigte die Unterrichts- und Erziehungsfrage ihn unausgesetzt bis an sein Lebensende. Er faßte zunächst ein ausführliches Bedenken ab, das er den Commissionsmitgliedern mittheilte. Die erste Frucht dieser Commission war die Errichtung einer kleinen Zeichenschule auf öffentliche Kosten im J. 1764; die zweite der Erlaß einer provisorischen, auf die nächsten 5 Jahre berechneten Schulordnung im J. 1766, über die sich Iselin folgendermaßen äußert: „Unsere Bemühungen sind beinahe fruchtlos gewesen, doch

nicht gänzlich. Sie haben wenigstens eine zukünftige Verbesserung erleichtert“ 1).

Gelang die Basler Schulreform auch nicht, so hatte Fselin für das Erziehungsweisen und namentlich für die durch Basedow vertretene neuere Richtung in demselben doch so viel Interesse gewonnen, daß er unausgesetzt für ihre Verbreitung und Förderung thätig war. Mit Lavater in Zürich und Kirchberger in Bern suchte er die zur Herausgabe des Basedowschen Elementarwerkes erforderlichen Geldmittel herbeizuschaffen²⁾. Auch trug er sich einige Jahre später mit dem Plan, Basedow selbst nach Basel zu ziehen, damit er hier junge Schweizer in der Erziehungskunst unterrichtete³⁾. Da diese Hoffnung sich zerbrach, so hat er wenigstens das Philantropin in Dessau auf jede Weise zu unterstützen gesucht⁴⁾. Auf Fselins Bitten besuchte auch dessen Jugendfreund Ulysses von Salis, vordem er die von Planta gegründete Erziehungsanstalt in Marschlins-Haldenstein übernahm, das Dessauer Philantropin, um die dort übliche Unterrichts- und Erziehungsmethode, die er in seiner Anstalt einführen wollte, an der Quelle zu studiren⁵⁾. Trotz der mannigfachen Unterstützung Basedows ist Fselin übrigens keineswegs blind für die Mängel der Basedowschen Methode und ihrer Ausführung gewesen, wie das aus seinem Briefwechsel mit Lavater hervorgeht⁶⁾. Freilich wo es galt die neue Lehre gegen Mißverständnisse zu vertheidigen, da ist er muthig für sie eingetreten. So widerlegte er den Einwand, daß Basedow's Erziehungs-system die Jugend jeder Ordnung entwöhnen wolle,

1) Brief F. an S. Hirzel vom 4. Mai 1774.

2) Brief F. an S. Hirzel vom 5. Brachmonat 1769.

3) Brief F. an S. Hirzel vom 18. Weinmonat 1774.

4) Mörkoffer, l. e. S. 318.

5) Brief F. an S. Hirzel vom 24. Hornung

6) Züricher Neujahrblatt für 1857 S. 6.

auf folgende Weise ¹⁾: „Basjedow will die jungen Leute nicht der Ordnung entziehen, der die Natur sie unterworfen hat. Er will nur keinen Zwang, da wo die Freiheit sein soll, und will dadurch die Menschen zu dem Zwange, der nöthig sein wird, vorbereiten, daß sie sich demselben aus freiem Willen und aus Kenntniß der damit verknüpften Vortheile unterwerfen.“

Es ist ferner ein Verdienst Fselins die Bedeutung Pestalozzis als Pädagog und Schriftsteller zu einer Zeit erkannt zu haben, als alle an ihm irre wurden, die Gesellschaft ihn ausstieß und wie einen Narren behandelte ²⁾. Als das landwirthschaftliche Unternehmen Pestalozzis in Neuhof zusammengebrochen war, schaffte Fselin in Verbindung mit Battier in Basel, N. E. Tscharner und v. Graffenried in Bern, Lavater und Fühl in Zürich die nöthigen Mittel herbei, um dasselbe in eine Armenschule zu verwandeln, und als Pestalozzi mit dem formell inkorrekten und in der Orthographie mangelhaften Manuscript seines Lijhard und Gertrud in Zürich trotz anfänglicher Förderung schließlich doch kein Verständniß fand, eilte er wieder zu Fselin (1780), der beim Lesen desselben in die Worte ausbrach: „Es hat in seiner Art noch keines seines Gleichen, und die Ansichten, die darin herrschen, sind dringendes Bedürfniß der Zeit.“ Fselin selbst übernahm die Correctur des Manuscripts und im Jahr 1781 konnte das Buch in Berlin erscheinen ³⁾.

Außer dieser allgemeinen Theilnahme an Fragen des Erziehungswesens ist Fselin in seinem letzten Lebensjahre auch wieder für die Verbesserung des Schulwesens seiner Vaterstadt thätig gewesen. Die im J. 1766 eingeführte verbesserte Schulordnung war bereits im J. 1774 außer Kraft gesetzt worden. ⁴⁾ Als am Schluß der 70 Jahre Fragen des Unterrichts- und

¹⁾ Brief F. an S. Hirzel vom 25. April 1775.

²⁾ Mörkoser l. c. S. 318.

³⁾ Mörkoser l. c. S. 416.

⁴⁾ Dörs, Geschichte Basels. Bb. VII, S. 629.

Erziehungswesens die Geister stark beschäftigten, indem die Ideen Basedows inzwischen mehr Verbreitung und zwar Zustimmung sowohl wie Widerspruch gefunden hatten, wurde auch im Basler Großen Rath die Schulreform wieder in Anregung gebracht. Jetzt griff auch Hjelin zur Feder, um die Resultate seiner jahrelangen Beschäftigungen mit diesem Gegenstande niederzuschreiben und unter dem Titel: „Versuch eines Bürgers über die Verbesserung der öffentlichen Schulen in einer ~~reichen~~ republikanischen Handelsstadt“ (Basel 1779) zu veröffentlichen. Wenngleich der Inhalt dieser Schrift gegenwärtig zum Theil Gemeingut geworden ist, so war er doch damals meist neu. Es mögen daher die Hauptsätze derselben hier ihren Platz finden.

Nach einer längeren Auseinandersetzung „über die Absichten der Erziehung und des Unterrichts“ gelangt er zu dem Resultat, daß die Kinderziehung in erster Linie Pflicht der Eltern sei und daß erst, wenn die Kraft dieser nicht ausreicht, der Staat einzutreten habe. Der Regel nach müsse die Erziehung des Kindes bis zum 5. Jahr dem elterlichen Hause überlassen werden. Nur für Kinder solcher Eltern, die durch ihren Lebensberuf hieran verhindert sind, sind „öffentliche, von fröhlichen, sanften und wohlthätigen Aufseherinnen geleitete Anstalten“ einzurichten. (S. 19. 20.) Vom 5. Lebensjahre sollen die Knaben dann die Kirchspielschule, von 9—12 die Stadtschule oder das Gymnasium besuchen. (S. 20.) Der allgemeine Schulbesuch wird nur bis zu diesem Lebensjahre verlangt, weil erfahrungsmäßig nur die wenigsten Knaben bis zum 12. Jahr im Gymnasio aushalten, was Hjelin übrigens leicht erklärlich findet, da es bei dem damaligen Zustande der Schulen „für die Meisten eines war, sie besucht zu haben, oder nicht.“ (S. 105.)

Für die Kirchspielschule schlägt Hjelin statt der beiden übereinandergeschichteten Klassen mit je einem Lehrer an der Spitze Parallelklassen vor, so daß jeder Lehrer die eine Hälfte

der Schüler während ihrer ganzen Schulzeit zu unterrichten habe. In der Stadtschule sollen dagegen zwei aufeinanderfolgende Klassen gebildet werden und an jeder mehrere Lehrer unterrichten.

Neben dem Unterricht wird ein Hauptgewicht auf die Stärkung und Entwicklung des Körpers gelegt. (S. 81.) Den obligatorischen Turnunterricht wagt Iselin noch nicht in Vorschlag zu bringen, wohl aber wünscht er, daß die Schullehrer in den Mußestunden Versuche in dieser Richtung anstellen mögen. (S. 116—118.) Ein besonderer Werth wird sodann auf geräumige, frisch gelüftete, reinlich gehaltene Schulräume gelegt. Auch sollen die Schulzimmer mit „lehrreichen und angenehmen Kupferstichen“ „ausgezieret“ werden. (S. 113—115).

In der Kirchspielschule ist dem Knaben das Lesen, Rechnen und Schreiben zu lehren. Im Gymnasium soll mit dem Unterricht im Rechtschreiben und Rechnen, mit dem Lesen und Auswendiglernen von Musterstücken der vaterländischen Literatur fortgefahren werden. An diese Gegenstände hat sich dann der Unterricht in der Naturgeschichte, Logik, Mathematik, Erdbeschreibung und Culturgeschichte (S. 29—40. 63), sowie in den Anfangsgründen der Mechanik, Astronomie, Optik, Chemie, Anatomie und Baukunst anzuschließen (S. 67. 83—95). Der Unterricht in diesen Fächern soll möglichst anschaulich sein und deshalb mit dem Vorweisen von Abbildungen und Sammlungen und mit Experimenten verbunden werden. Das größte Gewicht legt Iselin auf den Unterricht in den moralischen Wissenschaften; derselbe soll in einen volkswirtschaftlichen, moralischen und politischen Theil zerfallen. (S. 71.) Die alten Sprachen werden in besonderen, dazu angelegten Stunden gelehrt, an denen nur diejenigen theilzunehmen haben, welche eine höhere Ausbildung erstreben. (S. 93.) Obgleich ein Freund klassischer Bildung¹⁾, sah Iselin doch ein, daß für die große

¹⁾ In Iselins Vorwort zum „Grundriß der nöthigen pädagogischen Kenntnisse“ heißt es: „unglücklicherweise herrscht das Vorurtheil, daß man

Mehrzahl der Schüler, welche gewöhnlich bereits im 12. Jahre die Schule verlassen, um ins Erwerbsleben zu treten, der bisher übliche lateinische Unterricht durchaus unnütz sei. Statt dessen will er lieber den Unterricht in der französischen Sprache eingeführt sehen. (S. 93.) Das im Gymnasium in den Knaben gepflanzte Wissen soll dann entweder durch weiteres Selbststudium oder auf höheren Schulen weiter entwickelt werden. (S. 71.)

Obgleich für die verschiedenen Gegenstände und Entwicklungsstufen entsprechende Lehrbücher zu benutzen sind (außer Bajedow's Elementarwerk werden Rochaus und Weises Kinderfreund, sowie andere Bücher ausdrücklich empfohlen), so will Sjelin dem einzelnen Lehrer die von ihm zu befolgende Unterrichtsmethode durchaus nicht von außen schablonenmäßig aufdrängen, sondern wünscht, daß sich diese der Individualität des Lehrers möglichst entsprechend gestalte. (S. 71.)

Die sittliche Erziehung des Knaben auch im späteren schulpflichtigen Alter soll hauptsächlich dem elterlichen Hause überlassen sein, doch wünscht Sjelin, daß auch der Schullehrer dem Kinde bei jeder Gelegenheit fühlen mache, wie „anderer Menschen Wohlergehen, Gesundheit und Reichthum Mittel sind, durch welche es auch glücklicher wird, und wie anderer Menschen Elend, Krankheit und Armuth auch seinen Wohlstand geringer und unsicherer machen“. (S. 12.) „Man muß sie immer empfinden machen, daß sie nichts sind und nichts sein werden, bis sie aus eigenem Triebe und mit eigenen Kräften ihren Mitmenschen werden Gutes thun können.“

Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch der Religionsunterricht zu ertheilen. Auf der ersten Unterrichtsstufe soll

die griechische Sprache für Pedanterey ansiehet; nicht etwa herrscht es über Leuten, die mit Perrückenmachern in einer Klasse sind; oft auch über solche übt es seinen Despotismus aus, von denen die Perrückenmacher leben müssen.“ (S. 154.)

Gott „als der beste Vater und größte Wohlthäter“, später „als der weise und gerechte Beherrscher des Weltgebäudes bekannt gemacht werden, der jedem empfindenden Wesen ein so großes Maß von Glückseligkeit zu Theil werden läßt, als er zur Vollkommenheit der Welt und zur Glückseligkeit anderer empfindender Wesen beiträgt, als er in die Absicht der Gottheit eintritt und als er ein Werkzeug wird, sie zu befördern.“ (S. 52.)

Bei unbedeutenden Vergehungen sollen den Knaben „einleuchtende Vorstellungen der unseligen Folgen, die daraus fließen, gemacht werden“. Für die gröberen Fehler ist die Strafe so einzurichten, „daß sie allemal der natürlichsten Folge der Fehler am ähnlichsten sehe“, wie man den Kindern denn schon frühe die Verknüpfung von That und Lohn, von Leiden und Sünde begreiflich machen muß. (S. 15. 47.) Körperliche Strafe ist nur in den seltensten Fällen anzuwenden. „Die Bezeugung des Misfallens und die Verjagung von sonst gewöhnlichen Gefälligkeiten seitens der Lehrer und der Verlust der Achtung werden in der Regel zureichende Strafen sein.“ (S. 49.)

Diese Schrift bewirkte, daß der große Rath im J. 1779 eine Commission einsetzte und dieser den Auftrag ertheilte, ihm Vorschläge für die Verbesserung des Schulwesens zu machen.¹⁾ In dieselbe wurde auch Iselin gewählt; doch hat er das Resultat der Berathungen nicht mehr erlebt.

Außer dem obigen Versuch hat Iselin im J. 1780 einen aus der Feder eines Anderen stammenden „Grundriß der nöthigsten pädagogischen Kenntnisse für Väter, Lehrer und Hofmeister“ herausgegeben und befürwortet und bereits im J. 1768 eine Sammlung von Gedichten und prosaischen Stücken Lessings, Wielands, Gellerts, Gleims, Hagedorns, Lichtwehrs, Hallers, Gessners, Lavaters u. A. m. „dem Nutzen und Vergnügen der Jugend geheiligt“ erscheinen lassen, von welcher Sammlung im J. 1773 eine zweite Auflage erschienen ist.

¹⁾ D. K. S., Geschichte Basels Bd. VII, S. 629.

Hjelins Aufmerksamkeit war übrigens nicht nur auf die niederen Schulen, sondern in noch höherem Grade auf die Hochschule seiner Heimath gerichtet. Die Universität Basel hatte im XVIII. Jahrhundert viel von ihrer alten Bedeutung eingebüßt und lebte eigentlich nur noch von dem Ruhm der großen Bernoulli¹⁾, die an ihr wirkten. Die Zahl der Studenten war eine sehr geringe, ja ein Theil derjenigen, die sich inscribiren ließen, that es nicht, um zu studiren, sondern nur in der Absicht, um an den Privilegien und Freiheiten eines akademischen Bürgers Theil zu haben. Die Docenten, meist Inländer, scheinen sich gerade nicht durch übergroßen Lehreifer ausgezeichnet zu haben, da über manchen unter ihnen geklagt wird, daß er sich nicht einmal immer in der Stadt aufhalte. Dem entsprechend genoß auch die Universität in der Bürgerschaft nur ein geringes Ansehen.

Unter solchen Verhältnissen ging man im J. 1760 dem 300jährigen Stiftungstage der Hochschule entgegen. Hjelin knüpfte an dieses Ereigniß Hoffnungen für die Erneuerung des früheren Glanzes der Universität und schrieb bereits im Sommer 1757 seine: „Unvorgreiflichen Gedanken über die Verbesserung der B—schen Universität“ nieder, die mit folgenden Worten schließen: „es ist hohe Zeit, alles Mögliche vorzunehmen, einen traurigen Verfall unserer theuren Hochschule zu verhüten. Das bevorstehende dritte Jubiläum derselben sollte dazu einen glücklichen Anlaß geben.“ (S. 39.)

In dieser Schrift sucht er nachzuweisen, daß eine blühende Universität schon in Betracht „der aus den Wissenschaften fließenden Nutzbarkeiten“ wohlthätig wirke. Denn „je mehr wahre Gelehrtheit und Einsichten unter den Mitgliedern eines Staates ausgebreitet sind, desto mehr weiser Vorsteher, from-

¹⁾ Ueber die Bernoulli und namentlich über den später mehrfach zu erwähnenden Daniel Bernoulli cf. Fr. Burckhardt, Festrede gehalten bei der Eröffnungsfest der Bernoullianum am 2. Juni 1874.

mer Seelsorger, gerechter Richter und guter Bürger hat sich derselbe auch zu erfreuen.“ (S. 4.) Aber auch „als Gewerbe und Manufaktur“ sei eine Universität für die Stadt, in der sie ihren Sitz hat, vortheilhaft. Kommen z. B., so führt er aus, 100 fremde Studenten nach Basel und verzehrt jeder von ihnen 4—500 ₣, so würde damit eine jährliche Summe von 40—50,000 ₣ in die Stadt gebracht und damit eine „Quelle des Wohlstands für viele Bürger eröffnet.“ (S. 38.)

Damit „den Wissenschaften ihre Würde“ wiedergegeben werde, müsse aber „eine Verbesserung und bequemere Einrichtung der Universität“ erfolgen. (S. 6.) Um diese zu erreichen, schlägt Iselin vor, den Kreis der akademischen Bürger auf die Professoren, Lectoren und Studenten zu beschränken und ihre privilegierte Stellung — Wachtfreiheit, bevorzugter Gerichtsstand, uneingeschränktes Cooptationsrecht — aufzuheben. (S. 36.) Während Iselin die akademischen Bürger nach freier Wahl unter die verschiedenen Zünfte vertheilt wissen wollte, machte in einem Anhang zu Iselins Schrift „eine der vorzüglichsten Stützen der hohen Schule“ (wahrscheinlich Daniel Bernoulli) den Vorschlag der Bildung einer eigenen akademischen Zunft, deren Vorsteher oder Delegirte im Rath die Stellung der früheren Rathsherrn von der freien Wahl, der Ritter und Edlen oder der Achtbürger haben sollten.*) (S. 37.)

Für die innere Einrichtung der Universität werden von Iselin folgende Vorschläge gemacht. Zu den bestehenden 16 Lehrstühlen sollen noch einige neue hinzukommen: zunächst in der juristischen Fakultät eine Professur für schweizerisches Staats- und Privatrecht und für schweizerische Rechtsgeschichte (S. 13). Dem Professor der Geschichte und der Staatskunst, des Natur- und

*) Dieser Vorschlag ist dann in unserem Jahrhundert wirklich zur Ausführung gekommen. Die Einrichtung, daß die akademischen Bürger nebst anderen Litteraten eine eigene Zunft, d. h. eine zu öffentlichen Zwecken, namentlich zu Wahlen bestehende Organisation bilden, hat bis zu diesem Jahre bestanden.

Völkerrechts wird zur Pflicht gemacht, sich insbesondere „mit der Geschichte unseres theuersten, werthesten Gemein-Eidgenössischen Vaterlands zu beschäftigen“ (S. 28). In der medizinischen Fakultät soll eine Professur für Chirurgie geschaffen werden. Den theologischen Professoren wird eine „sorgfältige Aufsicht auf die Sitten und Aufführung der sich der Kirche Widmenden“ (S. 11), den Professoren der philosophischen Fakultät die besondere Berücksichtigung derjenigen Theile ihrer Wissenschaft empfohlen, „die auf die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft den meisten Einfluß haben und zur Vervollkommnung der dazu dienenden Künste am meisten beitragen können.“ (S. 17.) Dem schon damals an Leichenmangel leidenden Anatomicum sollen alle „unehelichen Kinder, welche vor dem 13. Lebensjahr versterben und alle Weibsbilder, die solche Kinder geboren nach ihrem Tode zufallen“. (S. 16.)

Außerdem wird eine neue Eintheilung der Semester, die nach dem Muster der deutschen Universitäten von Ostern bis zum Herbstmonat und vom Herbstmonat bis zu Ostern zu dauern hätten (S. 31), und die Einschränkung der Ferien auf vier Wochen im Jahr, sowie die Herabsetzung des Collegiengeldes auf 1 Louisd'or per wöchentliche Stunde empfohlen. (S. 31, 33.)

Die Professoren sollen sodann mit Hinzuziehung von „Liebhavern und Kennern der Wissenschaften“ zugleich eine Akademie der Wissenschaften und Künste bilden. Auf ihren wöchentlichen Versammlungen müßte „alles mit sonderbarer Anständigkeit behandelt und männiglichem der freye Zutritt gestattet werden.“ (S. 34.) Bei dieser Gelegenheit tritt die Richtung der Zeit auf das unmittelbar Zweckmäßige zu Tage, indem Pselin für die Arbeiten der Akademie namentlich solche Gegenstände in Vorschlag bringt, „deren Erkenntniß und Vervollkommnung der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, insbesondere aber unserem theuersten Vaterlande am meisten Nutzen bringen können.“ (S. 35.)

Diese Vorschläge fielen jedoch auf unfruchtbaren Boden, indem die juristische Fakultät die Kompetenzeinrede vorschützte, „daß ohne die Einwilligung der Regenz (der Versammlung von sämtlichen ordentlichen Professoren) Nichts abgeändert werden könne“¹⁾. Auch sagte der Rector in einer am Jubiläumstage gehaltenen Rede, daß „schwerlich eine oder wol keine der berühmtesten hohen Schulen in Europa sich mit der unsrigen in einige Vergleichung stellen lasse.“ Und „als den größten Vorzug derselben, dessen sich wol schwerlich eine hohe Schule in der Welt rühmen kann,“ hebt er hervor, „daß sie nämlich seit der längsten Zeit keines fremden Lehrers bedarf“²⁾. So war denn das Einzige, was die geräuschvollen Tage des Jubiläums überdauerte: ein aus diesem Anlaß geprägter Denkspfennig, ein an die Docenten gerichtetes Gedicht und ein vom Rath gestifteter und dem Rector Thurnehsen zu Händen der Universität durch den Rathschreiber Iselin überreichter Pokal. Iselin hatte zu diesem Tage seine Freunde Salomon Hirzel, Schinz und Gefner in sein Haus geladen und bei dieser Gelegenheit geschrieben: „Ehe der lateinische Lärm angeht, wollen wir in dem Schooße der stillen Freundschaft einander genießen“³⁾. In dieser Zeit, von der Iselin später Hirzel schreibt: „Ich biete allen Epikuräern Troß; gewiß hat keiner in seinem ganzen Leben so viel Vergnügen genossen, als ich in dem Schooße der Freundschaft“⁴⁾, und in diesem Kreise tauchte, wie wir später sehen werden, der Gedanke an die Gründung der helvetischen Gesellschaft auf.

Indeß will Iselin doch bemerkt haben, daß in den auf das Jubiläum folgenden Jahren unter den Docenten ein größerer Eifer geherrscht habe als früher. Im J. 1765 hat er Gelegenheit mit Daniel Bernoulli ausführlich „über die Mittel, durch welche die Gelehrsamkeit wieder emporgebracht

1) Ochs, Geschichte Basels, Bd. VII, S. 630.

2) Morikofer, l. c. S. 317.

3) Brief J. an S. Hirzel vom 16. März 1760.

4) Brief J. an S. Hirzel vom 29. April 1760.

werden kann“ zu sprechen. Die Regenz, welche über ihre Competenz so ängstlich wachte, hatte in einem im J. 1766 auf wiederholtes Befragen abgegebenen Gutachten über verschiedene an der Universität vorzunehmende Reformen, nur von Ehre und Einkommen gesprochen. „Wir wissen zwar,“ heißt es in demselben, „daß das Gute an und für sich selber liebenswürdig ist; wir finden aber unter den Unsrigen wenig dergleichen Leute, welche der strengen Sekte der alten Stoiker folgen und die Tugend ohne alle Absichten lieben.“ Wie alles Bestehende, so wird auch das Loos in Schutz genommen. „Das Loos ist der Augapfel unseres Freystands. — Wir haben seit dem Loose ebenso viele tüchtige Männer, ja vielleicht noch mehrere in den öffentlichen Lehrstühlen gehabt, als vor desselben Einführung.“¹⁾ Es blieb daher alles beim Alten.

Nicht viel mehr Erfolg hatte Iselin mit seinen Bemühungen, fremde Gelehrte an die Basler Hochschule zu ziehen. Wieland, im J. 1759 aufgefordert, an der Universität Vorlesungen über Philosophie zu halten, lehnte ab, „weil Basel zu viel Aehnlichkeit mit Amsterdam habe.“²⁾ Der Plan Iselins, Basedow zu einer Uebersiedelung nach Basel zu veranlassen, gelangte ebenfalls nicht zur Ausführung.³⁾ Und Schlettwein, der im J. 1776 nach Basel gekommen war und hier, wie wir weiter unten sehen werden, mit großem Erfolg gewirkt hat, folgte bereits im J. 1777 einem Ruf nach Gießen.

Es wäre hier noch zu gedenken der Wirksamkeit Iselins während der Mißwachsjahre 1770 und 71, doch ist dieselbe so eng verflochten mit seiner außeramtlichen, namentlich seiner schriftstellerischen Thätigkeit, daß sie zweckmäßiger im Zusammenhang mit dieser zu behandeln sein wird.

Bereits das Mitgetheilte wird bewiesen haben, wie ener-

1) D. h. s., l. c. S. 659.

2) Brief J. an G. Hirzel vom 19. Januar 1759.

3) Brief J. an G. Hirzel vom 18. Weinmonat 1774.

gisch, aber freilich auch wie erfolglos Zselin für das Wohl seiner Vaterstadt eingetreten ist. Jeder Staatsmann hat etwas von der Natur eines bildenden Künstlers in sich. Wie dieser dem todtten Marmor durch Einprägung seiner Ideen Leben verleiht, so will jener dem Gemeinwesen, das er dienend beherrscht, den Stempel seiner Persönlichkeit ausdrücken. Gelingt ihm dies nicht, so verzweifelt er entweder an sich oder an den Dingen. Beides ist denn auch zu verschiedenen Zeiten bei Zselin eingetreten.

Das Gefühl, daß er keine politische Natur sei, wie etwa Machiavel es war, der schon an der Auffindung immer neuer Mittel zur Ueberwindung der seinen Plänen sich entgegenstellenden Schwierigkeiten Freude fand, hat sich Zselins bisweilen wol bemächtigt. „Was soll ich,“ so ruft er einmal aus, „der ich in einer stillen akademischen Bedienung oder auf einem einsamen Landgut mein Glück zu finden hoffte, in dem Tumult einer verwirrten Republik.“¹⁾

Wie sehr Zselin aber auch das Wohl seiner Heimath am Herzen lag, wie sehr er auch die meisten seiner Zeitgenossen in der Einsicht dessen, was Noth that, übersah, und wie groß seine Fähigkeit in der Durchführung der einmal gefaßten Pläne war, — einem so spröden Stoß gegenüber mußte auch die beste Kraft schließlich ermatten.

Als besonders charakteristisch für die träge Macht des Beharrens der damaligen Zeit, mag folgender Zug angeführt werden. Während nämlich bei sämtlichen Nachbarn Basels die Uhren die siebente Stunde anzeigten, schlugen die Basler Stadtuhrn bereits acht. Mag auch immerhin, wie einige behaupten, dieser Brauch durch die Erinnerung an ein für die Stadt wichtiges Ereigniß, an das sich derselbe knüpfte, ehrwürdig geworden sein, so bot er dem Handel und Verkehr doch manche Schwierigkeiten. Am 17. Oktober 1774 wird daher im großen

1) Brief Z. an G. Hirzel vom 3. Januar 1761.

Rath der Antrag gestellt: „ob nicht die hiesigen Uhren mit den Uhren der Benachbarten in Gleichförmigkeit gesetzt werden könnten.“ Sofort spaltete sich die Bürgerschaft in zwei feindliche Lager, die sich gegenseitig mit den Spottnamen der Spießbürger, Lallebrüder und der Neumodler, Franzmänner belegten. Als dann nach vierjähriger Berathung die Haushaltung (ein dem kleinen Rath unterstellter Ausschuss) endlich ihr Gutachten über den gestellten Antrag abgab, beschloß der große Rath im J. 1778, „daß man sich in Zukunft nach dem Laufe der Sonne und nicht nach den gewohnten Zahlen richten möchte, welche vielmehr in Uebereinstimmung mit den Zahlen der Nachbarn gesetzt werden sollten.“ Dagegen erhob sich aber eine lebhaftere Opposition und am 18. Januar 1779 wird der Uhrenschlag auch wirklich wieder auf den alten Fuß gesetzt.¹⁾

Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn Iselin gelegentlich in die bittersten Klagen über die Zusammensetzung des gesetzgebenden Körpers seiner Vaterstadt, über die Art der Geschäftsbehandlung in demselben, sowie über den Mangel an Selbstlosigkeit bei seinen Mitbürgern ausbricht. Freilich die Rechtlichkeit der im Dienst des heimathlichen Standes stehenden Personen hat er nie angezweifelt. Während in einigen anderen Kantonen bald ein Zunftmeister, bald ein Seckelmeister, ja sogar ein Rathsherr sich bestechen läßt oder ihm anvertraute Gelder unterschlägt, sagt Iselin über Basel ausdrücklich: „die ansehnlichsten Stellen, weil sie mit reichen Kaufleuten besetzt sind, seien Bestechungen durchaus unzugänglich.“²⁾ Und ein anderes Mal: „die Verwaltung des gemeinen Guts wird äußerst gewissenhaft geführt, das Wegschenken ausgenommen.“ Im Uebrigen aber erscheinen ihm die Zustände trostlos. „Die weitesten und bestgestimmten Absichten werden durch Unverstand, Neid oder Eigennuß zernichtet, und wie oft aus Gift eine heilsame Arznei wird, so wird hier aus den heilsamsten Rath-

¹⁾ D. H. S., I. c. S. 671—73.

²⁾ Brief J. an E. Hirzel vom 15. Hornung 1761.

schlagen Gift.“¹⁾ Während er die Periode von 1714—40 als eine solche bezeichnet, in der viel Gutes geleistet worden war, „ist man seit jenem Jahr wieder zurückgegangen.“ „Unsere Republik ist, wie alle anderen oder mehr als alle anderen, unstät und durch einen jeden Wind wechselhaft. Keine Absichten, die man niemals aus den Augen lassen, keine Regeln, von denen man sich niemals entfernen soll. Nichts dergleichen findet bei uns statt.“ Und mit einem Seitenblick auf eine zu seiner Zeit vielgenannte, alles vermögende Persönlichkeit, fügt Fjelin hinzu: „Wie mehr ein Staat demokratisch ist, desto mehr herrscht oft ein Einzelner darin.“²⁾

Bei der großen Schwierigkeit, eine Besserung der heimischen Verhältnisse auf legalem Wege herbeizuführen, indem, wie wir namentlich in der Frage der Bürgeraufnahme und der Stadtuhren gesehen haben und in andern Fragen noch sehen werden, dem zögernd gethanen Schritt vorwärts bisweilen wieder ein Schritt rückwärts folgte, kann es uns kaum befremden, wenn Fjelin bisweilen an einer Entwicklung der bestehenden Zustände auf dem Wege der inneren Reform verzweifelte. Im J. 1766 schreibt er an Hirzel: „Kein gescheidter Mensch wird Aufruhr und Faktionen stiften, aber wenn sie da sind, so wird er deßhalb den Staat nicht für verloren achten. Er denkt, daraus kann vielleicht eine glückliche Verbesserung entstehen. Man muß Feuer schlagen, wenn man Licht machen will. Die Furcht vor dem Brande soll nicht abschrecken. Es entsteht ein solcher nur selten und er ist bald gelöscht, oder er höret von sich selbst auf, und dann sind bald neue und bessere Gebäude hergestellt. Die Vollkommenheit und die Ordnung entstehen meist aus der Verwirrung und der Zerrüttung.“³⁾ Und bei dem Gedanken an die Unterthanen der heimischen Republiken schreibt

1) Brief F. an S. Hirzel vom 15. April 1758.

2) Brief F. an S. Hirzel vom 14. Herbstmonat u. 18. Christmonat 1756.

3) Brief F. an S. Hirzel vom 25. April 1766.

Fselin seinem Freunde Frey: „Meiner Meinung nach werden die Unterthanen Ihres Gnaden der Kantone nicht glücklich sein, bis ein mächtiger Nachbar gnädig geruhen wolle, sie zu erobern.“ Und doch müssen wir uns freuen, daß Fselin, den sein ganzes Leben hindurch nichts mehr geschmerzt hat, als der Uebermuth, mit dem fremde Regierungen sich in die Angelegenheiten seiner Heimath einmischten, die schwere Wahl erspart worden ist — er starb bereits im J. 1782 — zwischen dem Verzicht auf die Durchführung derjenigen Ideen, für die er während seines Lebens gestritten hatte, und der Verwirklichung derselben durch eine fremde Macht.

Doch trat die Perspektive auf eine revolutionäre Bewegung oder gar eine fremde Intervention nur in Augenblicken höchster Verstimmung und Verzweiflung in den Gesichtskreis Fselins. In der Regel sagte er sich, daß die in kleinlichen Verhältnissen und in egoistischen Vorurtheilen auferzogenen privilegierten Stände von innen heraus zu einer freieren und selbstloseren Auffassung des Staates und seiner Aufgaben geführt werden müssen. Für den wirksamsten Hebel in dieser Richtung hielt er die Heranbildung eines neuen patriotischen Geschlechts: für die Durchführung richtiger Erziehungsgrundsätze in der Schule und für die Wiederaufrichtung der heimathlichen Universität hat er denn auch, wie wir bereits gesehen, namentlich in dem letzten Viertel seines Lebens unermüdlich gewirkt. Auf das bereits erwachsene Geschlecht suchte er durch das geschriebene Wort zu wirken, dessen er sich namentlich zur Verbreitung richtiger volkswirtschaftlicher Grundsätze in der ausgedehntesten Weise bedient hat. Auch von einer engeren Vereinigung und persönlichen Annäherung der von gleichem Streben erfüllten Männer aus den verschiedenen Orten der Schweiz erwartete er viel Gutes: diesem Gedanken entsprang die Stiftung der Helvetischen Gesellschaft. Endlich sah er ein, daß dort, wo der Staat seinen Dienst versagte oder mit seinen Mitteln nicht hinreichte, für die Thätigkeit der

freien Association, des Vereins genug Spielraum übrig blieb: und er rief die Gesellschaft zur Förderung des Guten und Gemeinnützigen, die ökonomische und andere Gesellschaften ins Leben.

III. Litterarisches Wirken. Volkswirthschaftliche Bestrebungen und Verbindungen.

Ein charakteristisches Zeichen für die Litteratur des XVIII. Jahrhunderts überhaupt, namentlich aber für die Schriftsteller der Schweiz, ist ihre Tendenz, durch das geschriebene Wort unmittelbar nützen zu wollen. Nicht etwa in dem Sinn, wie jeder Schriftsteller seine Leser zu belehren oder zu veredeln, zu begeistern oder zu ergötzen hofft, sondern indem man sich von dem Einfluß der Litteratur unmittelbare Früchte für das tägliche Leben versprach. An der Möglichkeit, die bestehenden Zustände allein durch die Macht des geschriebenen Wortes zu bessern, wurde aber um so weniger gezweifelt, als man im Zeitalter der Aufklärung ganz allgemein von der Voraussetzung ausging, „daß das bestehende Elend von der erreichbaren Glückseligkeit nur durch Schranken getrennt sei, welche schon durch die Verbreitung der Erkenntniß von der wahren Natur des Menschen hinweggeräumt werden könnten.“ In dieser Anschauungsweise ist auch Hjelin befangen, sie verleiht ihm aber zugleich den Schwung zu seiner schriftstellerischen Thätigkeit. „Es kommt nur darauf an, daß die Menschen bewogen werden, ihre wahren Vortheile und die Rechte ihrer erhabenen Natur hervorzufuchen,“ heißt es in dem Eingang zu seinem ersten größeren Werk.¹⁾ Und an einer andern Stelle sagt er: „Zu der Ausbreitung der Erkenntnisse, die ich meinen neuen Lehrern zu verdanken habe (hierunter sind die französischen Physiokraten zu verstehen), erachte ich

¹⁾ Eingang zu den philosophischen Träumen. 1755. S. 8.

mich desto mehr verbunden, wie mehr ich überzeugt bin, daß einzelne Menschen und ganze Völker nicht anders glücklich werden können, als insofern sie dieselben erkennen und umfassen.“¹⁾

Jselins zahlreiche Schriften sind theils politischen und historischen, theils ethischen und volkswirtschaftlichen Inhalts. Seiner pädagogischen Gelegenheitsarbeiten ist bereits oben gedacht worden. Auch an einzelnen poetischen Versuchen hat er es nicht fehlen lassen: in einem Bändchen mittelmäßiger Gedichte, die er in jungen Jahren (1750) erscheinen ließ, zeigt er sich als Nachahmer Bodmers²⁾ und aus seinen Briefen geht hervor, daß er sich auch in der Komödie versucht haben muß.³⁾

1) Vorbericht zu den philosophischen und patriotischen Träumen. 2. Aufl. 1776.

2) Morell, Geschichte der helvetischen Gesellschaft. S. 192.

3) Ich lasse hier ein Verzeichniß von Jselins Schriften, soweit sie mir zugänglich gewesen sind, folgen. Die mit einem Stern bezeichneten sind anonym erschienen.

* Unvorgreifliche Gedanken über die Verbesserung der B—schen Hochschule (1757).

* Philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes (Bodmer gewidmet). 2. Aufl. Zürich, Drell, 1758. 1. Aufl. 1755 (?), völlig umgearbeitet als: * Träume eines Menschenfreundes, 2 Theile. Basel. Schweighauser 1776.

* Freimüthige Gedanken über die Entvölkerung unserer Vaterstadt. 2. Aufl. 1758 (1. Aufl. 1758).

* Versuch über die Gesetzgebung. Zürich, Drell 1760.

* Philosophische und politische Versuche. Neue Aufl. Zürich, Drell 1767.

* Sammlung, dem Nutzen und dem Vergnügen der Jugend geheiligt. 1. Aufl. Basel, Schweighauser 1768 (2. Aufl. in 2 Bb. 1773).

* Palämon oder von der Leppigkeit. Vermischte Betrachtungen.

* Der zweite Palämon oder von dem Aufwande. Zürich. Drell, Füßli u. Cie. 1770.

Vermischte Schriften, 1. Band (Salomon Hirzel und Bodmer gewidmet), 2. Bb. (Hauptmann Frey gewidmet). Zürich. Drell, Füßli u. Cie. 1770.

* Versuch über die gesellige Ordnung. Basel. Schweighauser 1772.

Philantropische Aussichten redlicher Jünglinge, ihren denkenden und fühlenden Mitmenschen zur Erwägung übergeben. Basel. Schweighauser 1775.

* Versuch eines Bürgers über die Verbesserung der öffentlichen Erziehung in einer republikanischen Handelsstadt. Basel 1779.

Jselins politische Anschauungen finden sich in mehreren seiner Arbeiten zerstreut. Am Bündigsten sind sie ausgesprochen in den im J. 1776 erschienenen Träumen eines Menschenfreunds. Die erste Auflage dieses Buches erschien bereits 1755 (?), als der Verfasser erst 27 Jahr alt war. Sie ist aber seitdem völlig umgearbeitet worden.

In diesem Werk stellt Jselin unter Anderem das Ideal einer politischen Verfassung auf. Demselben liegt der Gedanke zu Grunde, daß es sich bei der Feststellung einer Verfassung in erster Linie um die Lösung des Problems handelt, solche organische Einrichtungen zu schaffen, welche die möglichste Garantie für die Förderung des Gesamtwohls bieten. Diejem Gesamtinteresse hat sich das Interesse des einzelnen Bürgers ohne weiteres unterzuordnen. Es werden daher die Rechte der Staatsbürger lediglich nach den Pflichten, die sie zu leisten vermögen, abgestuft. „Jedes Recht eines Menschen ist nichts anderes als eine Befugniß, eine Pflicht auszuüben.“¹⁾ Mit der im XVIII. Jahrhundert herrschenden politischen Vertragstheorie, welche, indem sie die Souveränität des Individuums auf den Thron erhebt, den Staat zuerst in ein zusammenhangsloses Aggregat gleichberechtigter Individuen auflöst, die sie dann wieder mechanisch durch Verträge zu einem Ganzen vereinigen will, contrastirt die Staatsauffassung Jselins in auffallender Weise. Sie ist an dem platonischen Staatsideal großgezogen, und enthält zugleich die politische Konsequenz der physiookratischen Lehre, indem sie die politische Vollberechtigung nur den Grundeigenthümern gewährt, weil diese nach seiner Auffassung zugleich die einzigen Steuerzahler

Grundriß der nöthigsten pädagogischen Kenntnisse für Väter, Lehrer und Hofmeister. Herausgegeben und befürwortet von J. Jselin. Basel. Flic 1780.

Geschichte der Menschheit, 2 Bde. Carlruhe. Schneider 1784 (Wiederabdruck), 1. Aufl. 1764 (?), 2. Aufl. Zürich, Drell u. Füßli 1768.

Ephemeriden der Menschheit v. 1776—1782 herausgegeben von J. Jselin.

¹⁾ Versuch eines Bürgers über die Verbesserung der öffentl. Erziehung. S. 2.

sein sollen. Auch weist Jselin dem Staat eine andere, umfassendere Thätigkeit zu, als die meisten Vertragstheoretiker. Während diese den Staatszweck möglichst eng begrenzen und ihn wesentlich auf die Handhabung des Rechts beschränken, hat nach Jselin der Staat die höhere Aufgabe, „das Eigenthum, die Freiheit und die sittliche Vollkommenheit seiner Mitglieder zu beschützen, zu vermehren und zu erhöhen.“¹⁾

Gleichwohl hält sich Jselin durchaus fern von jenen übertriebenen Vorstellungen über die Bedeutung der Verfassung überhaupt und einer bestimmten Verfassungsart im Speziellen für die Förderung des Gesamtwohls, wie sie der Doktrin noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts eigen waren. Vielmehr weiß er zwischen der Verfassungsform und dem Geist, der sie bejeelt, sehr wohl zu unterscheiden und zugleich die relativen Vor- und Nachtheile der verschiedenen Verfassungsformen zu würdigen. „Stolz und Ehrgeiz beherrscht die meisten Aristokraten, Neid und Eifersucht belebt die meisten Vertheidiger der Demokratie.“²⁾ „Der Fall der guten Fürsten und der rechtschaffenen Minister ist sehr selten, aber doch viel möglicher als der von einer rechtschaffenen Mehrheit, die das Gute nie aus Grundsätzen, sondern allezeit nur zufällig ergreift.“³⁾ Wenn Jselin der Monarchie den Vorzug vor der Republik giebt, so befindet er sich auch darin in Uebereinstimmung mit der phisokratischen Schule, welche die Hinwegräumung der bestehenden volkswirtschaftlichen Beschränkungen eher von einem aufgeklärten Despoten, als von einer Volksmehrheit erwartete. „Uebrigens,“ fügt er hinzu, „kann die gleiche Verfassung in verschiedenen Zeiten auch bald gut, bald schlimm sein, je nachdem das Steuerruder in Händen ist.“ Und ferner: „Sehr oft finden wir in denjenigen Ländern, deren Verfassung am Wenigsten

1) Versuch eines Bürgers u. s. w. S. 71.

2) Brief J. an S. Hirzel vom 21. Herbstmonat 1781.

3) Brief J. an S. Hirzel vom 19. Christmonat 1767.

mit den Grundsätzen der Vollkommenheit übereinstimmt, mehr Wohlstand und Glückseligkeit, als in irgend einem andern Lande.“

Die größte Verbreitung unter den Werken Jselins hat seine, in erster Auflage im J. 1764 (?) und in zweiter im J. 1768 erschienene Geschichte der Menschheit gefunden. Es scheint dieselbe denn auch seine Lieblingsschrift gewesen zu sein: „Ich bin,“ schreibt er an Hirzel,¹⁾ „in einer rechten Leidenschaft für meine Arbeit. Ich meine, ich opfere Ihnen meine Liebste auf, weil ich diese Seite für Sie und nicht für mein Werk schreibe.“

Die Geschichte der Menschheit wird durch eine psychologische Betrachtung des Menschen eingeleitet. An diese schließt sich eine Widerlegung des gepriesenen Naturzustandes Rousseaus. Das „goldene Zeitalter“ sucht Jselin nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft.

In der Darstellung des allgemeinen Entwicklungsganges der Cultur wird die Cultur des Morgenlandes, Griechenlands und Roms, sodann die Cultur des Mittelalters, für dessen Verständniß Jselin wie überhaupt seinen Zeitgenossen die richtigen Gesichtspunkte fehlten, und endlich die der Neuzeit skizzirt. Den Schluß bildet ein freudiger Ausblick in die Zukunft. Man würde irren, wollte man in diesem Werk in erster Linie feste geschichtliche Thatfachen über die früheren Zustände der Cultur suchen. Dasselbe gleicht vielmehr einem Epos, in dem die allmächtige Befreiung der Menschheit von der Herrschaft der Triebe und Begierden, der Sinnlichkeit und Einbildung durch die Macht der Vernunft verherrlicht wird. Seinem festen Glauben an den Fortschritt des Menschengeschlechts, der das ganze Werk durchdringt, verleiht Jselin folgenden Ausdruck: „Unsere Ahnen waren vor wenig Jahrhunderten noch

¹⁾ Brief J. an S. Hirzel vom 3. Mai 1763.

vollkommene Barbaren. Wir können uns schmeicheln, die Hälfte von ihrer Barbarei abgelegt zu haben. Warum sollten unsere Nachkommen sich nicht von allen Ueberbleibseln derselben befreien können.“¹⁾ Und an einer andern Stelle sagt er: „Es ist vielleicht nur ein schmeichelnder Traum; indes ist er zu köstlich, als daß ich ihn so leicht fahren lassen könnte.“²⁾

Hjelms Geschichte der Menschheit steht gleichsam in der Mitte zwischen der „Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft“ (Essay on the history of civil society 1767) des nüchternen Ferguison und den von dichterischer Begeisterung getragenen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ unseres Herder.

Hjelms ethische Anschauungen finden sich zerstreut in den meisten seiner Werke. Am meisten abgerundet sind sie in einer drei Jahre vor seinem Tode erschienenen Arbeit über das Schulwesen seiner Vaterstadt ausgesprochen.³⁾ Danach hat der Mensch von seinem Schöpfer die Bestimmung erhalten, glücklich zu werden. Diese Glückseligkeit erlangt er aber nur dadurch, daß er die ihm angeborenen Fähigkeiten mit Hilfe anderer zur völligen Entfaltung bringt. Die Aufgabe jedes Einzelnen ist es daher, durch Arbeit an sich und an Andern diese Entwicklung zu fördern. Es geschieht dieses, indem der Mensch die Erde baut, ihre Produkte bearbeitet, verschönert, nutzbar macht und die Menschen liebt, bildet und leitet. Nur dem in dieser Richtung Strebenden winkt der Kranz der Glückseligkeit. (S. 4.) Da der Mensch aber ein freies Wesen ist, so hat er die Wahl, entweder der Stimme Gottes, welche sich in der Vernunft offenbart, zu folgen, oder ein Sklave der Phantasie, Leidenschaften und der Sinne zu sein. Ob der Mensch diese oder jene Richtung einschlägt,

1) Geschichte der Menschheit, Einleitung, S. XXII.

2) Geschichte der Menschheit, Buch 8, Seite 467.

3) H. v. G.

hängt meist von der Erziehung ab, deren Schwerpunkt im Unterricht liegt. (S. 6)

Der Geschichte der Nationalökonomie gehört Quesin als begeisterter Anhänger der französischen Oekonomisten an. In-
dem diese Schule die Volkswirtschaft von der Politik los-
löste und als eigenes Gebiet behandelte, das nicht von außen
durch mehr oder minder willkürliche Zwangsvorschriften, son-
dern von innen heraus durch ihm von der Natur eingepflanzte
Gesetze beherrscht wird; indem sie von diesen Naturgesetzen an-
nahm, daß dieselben, in ihrer Wirksamkeit sich selbst überlassen, den
Wohlstand und die Glückseligkeit der einzelnen Menschen und
Völker herbeiführen werden, so daß alle staatlichen Eingriffe in das
Wirtschaftsleben entweder schädlich oder doch unnütz wären; in-
dem sie, gegenüber der bis dahin einseitig betonten Bedeutung
des Geldes, auf die Erzeugnisse des Bodens und den land-
wirtschaftlichen Reinertrag als das wichtigste Element des
Wohlstandes hinwies und daher hinfort für die Beförderung
der Landwirtschaft dieselbe Sorgfalt begehrte, die bis dahin
fast ausschließlich dem Handel und Gewerbe zugewandt gewesen
war; indem sie die den landwirtschaftlichen Reinertrag her-
vorbringende und beziehende, als die eigentlich produktive
Klasse den andern, als den sterilen Klassen gegenüberstellte und alle
Steuern nur von der produktiven Klasse erheben lassen wollte,
da sie dieselben schließlich doch allein zahle, — setzten sich die Oeko-
nomisten in entschiedenem Gegensatz zu dem herrschenden Merkanti-
lssystem. Die Oekonomisten oder, wie sie nach dem Vorgange
Duponts de Nemours später allgemein bezeichnet wurden, die
Physiokraten, d. h. Naturherrschaftler galten zudem wegen des
engen Zusammenhangs ihrer Mitglieder unter sich und wegen
ihres Enthusiasmus für ihre Lehre und den Urheber derselben all-
gemein als Sekte, der auch ein gewisses mystisches Element
nicht fehlte. Ihre Lehre war berufen, das Merkantilssystem
in der Theorie abzulösen und auf Adam Smith, von dessen

Industriesystem sie dann ihrer Zeit wiederum verdrängt worden ist, vorzubereiten.

Aus geschichtsphilosophischer Vogelperspektive betrachtet erscheint der Merkantilismus, der in erster Linie ein System der Verwaltungspolitik war und dessen Anfänge bis in das XV. Jahrhundert zurückreichen ¹⁾, als ein wesentliches Förderungsmittel des aus dem Schutt der mittelalterlichen Lebensformen sich erhebenden modernen Staats. Nachdem dieser sich aufgebaut und zum Theil in einseitiger Weise das Leben der Gesellschaft in Fesseln geschlagen hatte, erhob sich dann gegen das Merkantilsystem eine Opposition, welche zugleich dem gegen den politischen Absolutismus gerichteten Streben nach individueller Freiheit eine Stütze darbot ²⁾. Wie der Freiheitskampf gegen das französische absolute Königthum zuerst von einem Theil des französischen Adels aufgenommen oder doch wenigstens vorbereitet, dann aber von dem tiers état fortgeführt wurde, so folgte den Physiokraten, welche die wirthschaftliche Formel für die Interessen der Landaristokratie aufgestellt hatten, Ad. Smith mit seinem Industriesystem, dieser volkswirthschaftlichen Magna charta des auf der Herrschaft des beweglichen Capitals beruhenden dritten Standes. Mitten in die Kämpfe der französischen Revolution, welche wesentlich eine Bewegung des dritten Standes war, spielen aber schon die ersten Regungen eines Klassengefühls und Klassenbewußtseins des vierten Standes hinein, dessen Forderungen von der socialistischen Theorie formulirt werden.

Es ist neuerdings die Geschlossenheit, Einheitlichkeit und

¹⁾ R n i e ß, die politische Oekonomie vom Standpunkt der geschichtl. Methode. Braunschweig 1855. S. 172, Note 2.

²⁾ Es ist einer der mehrfachen, in der physiokratischen Schule vorkommenden Widersprüche, daß sie einerseits die absolute Monarchie bekämpften und andererseits doch wieder den aufgeklärten Despotismus zur Durchführung ihrer Lehre anrief.

Ausschließlichkeit dieser aufeinanderfolgenden volkswirtschaftlichen Systeme und Schulen bestritten worden.¹⁾ Sofern durch eine vertiefte und spezialisirte litterargeschichtliche Forschung der Nachweis erbracht ist, daß diese verschiedenen Systeme und Schulen in ihrer Aufeinanderfolge nicht scharfe Uebergänge bilden, sondern durch zahlreiche Vermittlungen in einander übergehen, ferner daß die Intensität, mit der dieselben in verschiedenen Ländern geherrscht, sehr verschieden gewesen ist, und endlich daß es zur Zeit der größten Verbreitung ihrer Lehren, einzelne hervorragende Männer gegeben hat, welche sich über die landläufigen Irrthümer ihrer Zeit zu erheben und damit gewöhnlich einer besseren Erkenntniß der Dinge vorzuarbeiten verstanden — kann den Resultaten dieser Arbeiten unbedingt zugestimmt werden. Dagegen heißt es den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen, wenn man die Einheit der einzelnen Schulen völlig auflösen will in eine Vielheit von Ansichten und Systemen einzelner hervorragender und origineller Schriftsteller, welche in den älteren Lehrbüchern allerdings in kritischer Weise unter die allgemeinen Rubriken: Merkantilismus, Physiokratie, Industriesystem und Socialismus untergebracht worden waren. Daß diese vier Schulen und Systeme im großen Ganzen in der That die Hauptentwicklungsphasen der volkswirtschaftlichen Doctrin und Politik bezeichnen und daß unter ihrem jeweiligen Einfluß die meisten Zeitgenossen wie unter einem Bann gestanden haben, dafür liegen die Beweise namentlich in den mittelmäßigeren Schriftstellern, sowie in den

¹⁾ U. Held, Carey's Socialwissenschaft und das Merkantilsystem. Würzburg, Stuber 1866. Bidermann, Ueber den Merkantilismus (Vortrag). Innsbruck 1870. G. Cohn, Boisguillebert, in der Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, Bd. XXII (1869), Heft 2, und Colbert, vornehmlich in staatswirtschaftlicher Hinsicht, in derselb. Zeitschrift, Bd. XXV (1869) Heft 3 u. 4, und Bd. XXVI (1870), Heft 2 u. 3. v. Sivers, Turgot's Stellung in der Nationalökonomie (Inauguraldissertation). Jena, Manke 1874.

Gesetzen und Verordnungen, in den Flugblättern, Gelegenheitschriften und in der Tageslitteratur aufs Unzweideutigste angeammelt.

Es ist sodann ferner hinsichtlich der Physiokraten die Ansicht aufgestellt worden, daß nicht Quesnay, Turgot u. s. w. als die Begründer und Repräsentanten der physiokratischen Schule zu gelten haben,¹⁾ weil Hume, Tucker und Cantillon schon vor ihnen die Hauptsätze der Physiokratie und dazu noch in weniger einseitiger und fehlerhafter Weise ausgesprochen haben. Ähnliche Versuche, Ad. Smith als Begründer des Industriesystems zu entthronen, sind bereits früher gemacht worden. Gegen solche Depossidierungsbestrebungen ist meines Dafürhaltens Folgendes einzuwenden. Wenn auch zugegeben werden muß, daß in diesen beiden Fällen die Begründer neuer Systeme und Schulen im Einzelnen weniger tief, weniger originell sind, als die Vorläufer, auf deren Schultern sie stehen, so wird ihnen die bisher eingeräumte Stellung dennoch nicht mit Erfolg streitig gemacht werden können, sofern nachweisbar der Einfluß bestimmter volkswirthschaftlicher Gedankenrichtungen auf die Zeitgenossen auf sie zurückzuführen ist. Denn es ist ein Unterschied zwischen demjenigen, der einzelne Wahrheiten zuerst ausspricht, und dem, der diese Wahrheiten zu einem System verbindet und diesem eine dauernde Geltung zu sichern weiß. Mag die Dogmengeschichte einer Wissenschaft die Verdienste der Ersteren auch immerhin dankbar anerkennen und registriren, zu den Begründern einer neuen Schule, einer neuen Richtung wird die Geschichte nur die Letzteren rechnen dürfen. Und in diesem Sinn werden wohl auch in Zukunft einerseits Quesnay und nicht etwa Hume, Tucker und Cantillon oder gar Boisguillebert und Bauban als die Begründer und Vertreter des physiokratischen Systems²⁾, und andererseits Adam Smith

1) v. Sivers, Turgots Stellung, S. 9. 18.

2) v. Sivers scheint das trotz seiner gegentheiligen Hypothese stillschwei-

und nicht Hume, Ferguſſon, die Phyiokraten u. A. m. als die Begründer des Induſtrieſystems anzusehen ſein. Durch dieſen, gegen die Auflöſung der großen volkwirthſchaftlichen Schulen in ihre Atome erhobenen Einwand ſoll übrigens die Nützlichkeit, ja die Nothwendigkeit einer genauen Fixirung der Stellung, welche die einzelnen Schriftſteller und Staatsmänner zu den großen volkwirthſchaftlichen Schulen eingenommen haben, wie dieſes z. B. neuerdings durch die Arbeiten von Cohn über Colbert, von v. Scheel¹⁾, ſowie von v. Sivers über Turgot und von Cohn ſowie von v. Skarzynski²⁾ über Boisguillebert geſchehen iſt, keineswegs beſtritten werden.

Die Bedeutung ſjelins, der nicht zu den Phyiokraten ſtrengſter Obſervanz gehört, wie die Quesnay, Mirabeau, Dupont, Mercier und Beaudau, ſondern deſſen Lehren ähnlich wie die Gournays, Turgots, Morellets und Condorcets eine blaſſere Schattirung dieſer Schule repräſentiren, beſteht darin, daß er in ſeinen Schriften die überſichtliche Skizzirung eines Ideentreiſes giebt, in welchem die phyiokratiſche Tradition unter Abſchwächung der größten Einſeitigkeiten und Irrthümer zuſammengefaßt wird, namentlich aber darin, daß er für die Verbreitung dieſer Lehre, ſowie überhaupt für Anregung volkwirthſchaftlicher Studien durch ſeine zahlreichen Schriften, ſowie durch ſeine journaliſtiſche Thätigkeit wirksam geſeſen iſt. Auch iſt durch ſeine Vermittlung der erſte deutſche Lehrſtuhl den Phyiokraten erobert worden.

Ueber ſeine phyiokratiſche Geſeniz, die in das Jahr 1770 fällt, alſo in eine Zeit, in der er bereits ſein vierzigſtes Lebensjahr überſchritten hatte, berichtet er uns ſelbſt: „Ein geſchickter Mann (?) machte mich mit einigen der erſten ſog. franzüſiſchen gend zuzugeben, wenn er auf S. 11 ſagt: „Phyiokratiſcher als Hume iſt Zucker.“

¹⁾ v. Scheel, Turgot als Nationalökonom, in der Tübinger Zeiſchrift für die geſammte Staatswiſſenſchaft, Bd. XXIV (1868), Heft 2.

²⁾ v. Skarzynski, Pierre de Boisguillebert und ſeine Beziehungen zur neueren Volkwirthſchaftslehre (Inauguraldiſſertation), Berlin 1883.

Dekonomen bekannt. Die Dunkelheit ihrer Schriften hielt mich lange ab, den darin enthaltenen Wahrheiten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. — Und die Hitze, mit welcher einige Verfechter dieser Wahrheiten die Entdeckung ihrer Lehrer anpriesen, schien mir eine Charakterie zu sein.“¹⁾ „Es fielen mir aber zu meinem Glück etliche Jahre hierauf die Ephemeriden des Bürgers — eine von dem Abbé Beaudeau seit dem J. 1767 herausgegebene Zeitschrift — in die Hände.“²⁾ „Jetzt waren die Wolken zerstreut, welche mich gehindert hatten, die Lehre dieser weisen Männer in ihrem wahren Licht zu sehen.“³⁾ Und mit derselben Emphase, die er früher selbst an den Physiokraten getadelt hat, die aber alle diejenigen, welche in den Zauberkreis dieser Schule traten, angesteckt zu haben scheint, fügt er hinzu: „die Lehre von dem reinen Ertrage, die so natürlich und die dennoch vor dem Herrn Quesnay Niemand recht entwickelt und genutzt hat, schien mir insonderheit die wichtigste Entdeckung zu sein, die jemals in den wirthschaftlichen Erkenntnissen gemacht worden wäre, und ihre Erfindung war deßhalb in meinen Augen, was in den Augen der Mathematiker Newton ist.“⁴⁾ Ferner sagt er in einem Brief an Hirzel:⁵⁾ „In meinen Augen sind Basedow und die Verfasser der Ephemeriden der Menschheit die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts unter all unsern Zeitgenossen.“ „Vorzüglich aber rührte mich dieses ganze Lehrgebäude, weil es mit einer so erleuchteten Gründlichkeit die Quellen des wirthschaftlichen Glends aufdeckt; — weil es auf die bündigste Weise zeigt, daß nur durch die Abschaffung aller willkürlichen Gesetze und Stiftungen und nur durch die Wiederher-

1) Bereits im J. 1758 hatte Iselin Mirabeau des Aeltern Ami des hommes gelesen.

2) Vorbericht zu dem Versuch über die gesellschaftliche Ordnung (dem ersten Theil der Träume, 1776, vorgedruckt). S. VIII und XX.

3) Vorbericht S. XI.

4) Vorbericht S. XII.

5) Brief J. an S. Hirzel v. 25. Januar 1771.

stellung der natürlichen Ordnung die menschliche Gesellschaft von diesen Uebeln befreit werden könne, weil es zu dieser Wiederherstellung den Unterricht der Großen und des Volks und die Ausbreitung der Wahrheit als das wirksamste und allein rechtmäßige Mittel aufweist.“¹⁾)

Die früher erwähnte Gelegenheitschrift Sjelin's: „Palämon oder von der Ueppigkeit“ enthält bereits einige physiokratische Anklänge, indem in derselben für das Gebiet der Consumtion das Princip des laissez faire proklamirt wird. Auch seine „Freimüthigen Gedanken über die Entwicklung unserer Vaterstadt“ ziehen bereits die politischen Consequenzen des volkswirthschaftlichen laissez faire. Immerhin enthalten diese beiden, vor Sjelin's physiokratischer Befehrung geschriebenen Arbeiten noch manchen in den Kreis des Merkantilismus gehörigen Gedanken und Vorschlag. Völlig aufgenommen und verarbeitet erscheinen die physiokratischen Ideen zum ersten Mal in Sjelin's „Versuch über die gesellige Ordnung“ (1772), aus welcher Schrift sie fast wörtlich in den ersten Theil seiner „Träume eines Menschenfreundes“ (1776) übergegangen sind.

Der volkswirthschaftliche Inhalt dieser Schrift ist folgender:

Das Gebiet der Nationalökonomie wird von dem der Moral einerseits und der Politik andererseits streng geschieden. Die Nationalökonomie lehrt: „wie der Mensch durch Anwendung seiner Kräfte die Menge der Naturprodukte so reichlich erlangen und wie er die erlangten Produkte so geschickt verarbeiten könne, daß dadurch der größt- und bestmögliche Vorrath von Gütern zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse erhalten werde;“ die Moral lehrt dagegen: „wie der Mensch durch einen weisen Gebrauch diese Güter zu wahren Gütern machen kann, und wie er in und außer sich die größte durch ihn mögliche geistige Vollkommenheit, die höchste

¹⁾ Vorbericht S. XIII.

und dauerhafteste Glückseligkeit erzeugen könne;" die Politik endlich: „wie durch die Vereinigung in größere Gesellschaften das Eigenthum, die Freiheit und die sittliche Vollkommenheit ihrer Glieder vermehrt, beschützt und erhöht werden könne.“ (Versuch eines Bürgers. S. 71.)

In der Nationalökonomie geht Fselin von der Ungleichheit der einzelnen Menschen und ihrer Anlagen aus. Durch diese Ungleichheit unterscheidet sich der Mensch vom Thier. Richtig ausgebildet und angewendet führt dieselbe dazu, „der größtmöglichen Anzahl von Menschen auf der Erde die größtmögliche Glückseligkeit in dem vollkommensten Ebenmaaß zu verschaffen.“ (Träume I, S. 66.) Jedem Stande und jedem Individuum ist „seine eigene Glückseligkeit bestimmt, welche Jeden mit dem Anderen in eine weit größere Gleichheit setzt, als es dem verblendeten Auge des Zuschauers erscheint.“ „Damit jeder Mensch so glücklich werde, als es die Natur der Dinge erlaubet, ist es nicht nöthig, daß alle die gleichen Gefühle haben und die gleiche Bahn durchlaufen.“ Vielmehr ist „der Hirt und der Ackermann bei geringen Einsichten ebenso vollkommen glücklich, wie der tief sinnige Weise, welcher für sich und andere von seinen ausgebreiteten Einsichten den rechten Gebrauch macht.“ (Träume I, S. 68.)

Der Eudämonismus Fselins ist ein geläuterter und veredelter. Das Glück jedes Einzelnen ist bedingt durch das Glück des Anderen. „Kein Mensch kann anders glücklich sein, als insofern die Vortheile, die er genießt, den Wohlstand seiner Mitmenschen erhöhen.“ (Träume I, S. 68.) Ferner ist das Glück bedingt durch die Anstrengung, die Arbeit. „Wie Nahrung und Decke, so ist auch Arbeit ein Bedürfniß des Menschen.“ (Versuch eines Bürgers, S. 72).

Bereits bei Fselin, wie seitdem bei allen Optimisten in der Nationalökonomie bis auf Bastiat herab werden die wahren Interessen der einzelnen Individuen und Völker als unter sich harmonisch gedacht. Auch verschwinden die einzelnen

nationalen Wirthschaften innerhalb der Menschheitswirthschaft. „Indem die Natur gewissen Menschen Fähigkeiten und gewissen Gegenden Gaben versaget, welche sie anderen gewähret, hat sie durch das mächtige Band des Bedürfnisses Menschen mit Menschen, Völker mit Völkern vereinigen und die besondere Glückseligkeit mit der allgemeinen aufs Engste verknüpfen wollen.“ (Träume I, S. 70.) „Je mehr wir die Verhältnisse erkennen, welche jeden Menschen mit seinem Stande und jeden Stand mit der ganzen Gesellschaft verbinden, um so sorgfältiger werden wir uns hüten, diese wohlthätige Ordnung zu stören.“ (Träume I, S. 71.) „Es hat die Vorsicht es weislich so geordnet, daß aus dem Kampf der verschiedenen Vortheile ein allgemeines Wohl entstehet, und daß durch denselben jeder, was er auf einer Seite verlieret, auf der anderen wiedergewinnet.“ (Träume I, S. 178.) „Der Wohlstand aller Nationen macht ein Ganzes aus. Keine kann ohne ihren größten Nachtheil sich von den andern absondern.“ „Diese Einheit der Angelegenheiten aller Menschen ist das vornehmste, das erste gesellschaftliche Gesetz.“ (Träume I, S. 194.)

Aus der vollkommenen Harmonie dieser sich selbst überlassenen Interessen einzelner Personen und Völker wird dann die Nothwendigkeit der Beseitigung aller gesetzlichen Beschränkungen des wirthschaftlichen Lebens, sowohl im Innern der einzelnen Staaten, als auch in ihrem Verhältniß unter einander gefolgert. „Freie Concurrenz ist ein wahres Gesetz der Natur und die Voraussetzung jeder wahren Blüthe des wirthschaftlichen Lebens. Wer dies verkennet, zerstört seinen eigenen Vortheil, weil er eine Ungerechtigkeit begehet — da jede Ungerechtigkeit die Wohlfahrt schwächt.“ (Träume I, S. 187.) „Das Gegentheil geschieht nothwendig, wenn man diesen Kampf aufhebet. Es gewinnen einige wenige, ohne durch eine gerechte Vergeltung diejenigen zu entschädigen, über welche sie erzwungene Vortheile erringen. Die ganze Gesellschaft verliert dabei, der natürliche Kreislauf der Emsigkeit

wird gestört, die von Gott festgesetzte Ordnung wird verletzet und die Gesetze der Natur werden übertreten.“ (Träume I, S. 178.)

Ueber den wirthschaftlichen Wohlstand heißt es: „Je mehr Produkte der Natur und des Fleißes, durch welche menschliche Bedürfnisse befriedigt werden können, eine einzelne Person oder eine Gesellschaft besitzt, desto vollkommener ist ihr wirthschaftlicher Wohlstand.“ (Träume I, S. 72.) Von dem Wohlstand wird der Reichtum in folgender Weise unterschieden: „Vermögen ist alles dasjenige, was der Mensch an beweglichen und unbeweglichen Gütern besitzt. Alles, was er über seine Bedürfnisse besitzt und gegen andere Sachen vertauschen kann, hat für ihn einen Verkaufswerth und wird Reichtum genannt.“ (Träume I, S. 104.)

„Kein Beruf kann mit Nutzen und auf eine dauerhafte Weise bestehen, wenn er nicht wenigstens demjenigen, der ihn treibet, neben seiner Nahrung die Unkosten ersetzt, so er auf denselben verwendet.“ „Je mehr hingegen ein Beruf über die nöthigen Ausgaben und Bedürfnisse abwirft, desto besser ist er in wirthschaftlichem Sinn.“ (Träume I, S. 79.) Als Gewinnst wird dasjenige bezeichnet, „was der Landwirth für sich über seine Unkosten und über das Pachtgeld aus dem Gut zieht, sowie dasjenige, was der Handwerker, Künstler und Kaufmann über die von ihnen verwendeten Unkosten ziehen.“ Bejoldung und Lohn ist, „was derjenige für seine Arbeit oder für seinen Dienst erhält, welcher keine Unkosten daran verwendete;“ Einkommen oder landwirthschaftlicher Reinertrag endlich dasjenige, „was aus einem Landgut über die Unkosten und über den Gewinnst des Landmannes gezogen wird und dem Grundeigenthümer zufällt.“ (Träume I, S. 103.) Diejenigen, die den Reinertrag beziehen, bilden den Stand der Grundeigenthümer; die Empfänger des landwirthschaftlichen Gewinnstes und die landwirthschaftlichen Arbeiter den land-

wirthschaftlichen Stand; die Empfänger aller übrigen Gewinne, Löhne und Besoldungen den dienstbaren Stand.

„Der Grund aller Künste, aller Gewerbe, alles wirthschaftlichen Wohlstandes beruht einzig und allein auf der Landwirthschaft.“ „„Alle Arbeit des Menschen ist für seinen Mund,““ sagt schon der Prediger Salomonis.“ „Es können unmöglich mehr Menschen leben, als soviel diejenigen ernähren können, welche sich mit der Jagd, mit der Fischerei und mit dem Feldbau beschäftigen.“ (Träume I, S. 73.) Jeder Vortheil, der dem landwirthschaftlichen Stande zu Theil wird, bewirkt daher, „daß jeder andere Stand dadurch einen gleich großen Zuwachs an Wohlstand erhalten muß.“ Den Beweis hiefür sucht er nach dem Vorbilde des „verehrungswürdigen Urhebers der volkwirthschaftlichen Tafel“ ebenfalls durch willkürlich gewählte Zahlenbeispiele zu erbringen.

Da „alles, was die Unkosten des Landbaues vermindert und den reinen Ertrag desselben vermehrt, die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts erhöht,“ so muß der Staat der Landwirthschaft seine spezielle Sorgfalt zuwenden. Diese hat aber nach dem Obigen nur in der Hinwegräumung derjenigen Hindernisse zu bestehen, die der Vervollkommnung des landwirthschaftlichen Betriebs entgegen stehen. „Je freier der Landmann ist, alles dasjenige zu pflanzen, wobei er den größten Vortheil zu erhalten hoffet, mit desto besserem Erfolge wird er seinen nützlichen Beruf betreiben.“ (Träume I, S. 106, 137.)

Der Grundeigenthümer bezieht sein Einkommen, den landwirthschaftlichen Reinertrag, als Entschädigung für den ursprünglichen Anbau und die ursprüngliche Urbarmachung des Landes, d. h. für die Verwendung der Grundauslagen und Grundvorschüsse. Von diesen Grundauslagen werden die anfänglichen Auslagen einerseits und die jährlichen andererseits unterschieden: erstere entsprechen der Verwendung des stehenden, letztere der Verwendung des umlaufenden Kapitals in der

Landwirthschaft. Diese Ausgaben müssen von dem Rohertrag abgezogen werden, um den Reinertrag zu erhalten. Obgleich der Grundeigenthümer die freie Verfügung über den Reinertrag, sein Einkommen hat, so sind ihm durch die wirthschaftliche Ordnung doch bestimmte Schranken gesetzt, die er nicht übertreten kann, ohne seinen eigenen Wohlstand und den der ganzen Gesellschaft zu schädigen. Nicht nur hat er alle Ausgaben zu vermeiden, welche den Ertrag seiner Güter vermindern könnten (Verwandlung von Feldern in Thiergärten, schonungslose Ausübung des Jagdrechts u. s. w.), sondern er hat auch einen Theil seines Einkommens auf die Erhaltung und Verbesserung seiner Grundanstalten (Grundauslagen) zu verwenden und für solche Zeiten aufzusparen, in denen Unglücksfälle oder andere Umstände beträchtliche außerordentliche Ausgaben erfordern. Um den landwirthschaftlichen Reinertrag und somit den Wohlstand der ganzen Gesellschaft zu heben, ist er ferner gehalten, „die Erziehung und den Unterricht der Landleute zu verbessern, durch unschuldige und dem Fleiß un- nachtheilige Freuden das Leben des Landmanns zu versüßen“ und endlich „einen solchen Gebrauch von seinen Einkünften zu machen, daß dadurch die größtmögliche Menge von Arbeit hervorgebracht werde.“ (Träume I, S. 144—149.)

„So wichtig der reine Ertrag der Landwirthschaft für den Staat ist, so wichtig ist es für den allgemeinen Wohlstand und für die Blüthe der Landwirthschaft selber, daß alle anderen Stände sich mit dem landwirthschaftlichen in einem gerechten Ebenmaaß befinden.“ (Träume I, S. 81.) „Sobald die Künstler und Handwerker nicht im Stande sind, dem Landmann seine Produkte zu vergelten, sobald verlieren diese ihren Verkaufswerth; sobald wird ihr Ueberfluß ihnen zur Last; sobald wird bei ihnen die Lust und das Vermögen geschwächt, ihren nützlichen Beruf mit Nachdruck zu betreiben, sie werden ärmer.“ (Träume I, S. 83.) „Es muß daher jeder Beruf nach Maßgabe seiner Nutzbarkeit und der Geschicklichkeit, welche

dazu erfordert wird, Vortheil genießen.“ (Träume I, S. 80.) Als ein besonders nützlich Gewerbe wird dann noch der Handel hervorgehoben, weil er den Producenten und Consumenten viel Zeit und Unkosten, die sie sonst verbrauchen würden, um sich aufzusuchen und zu finden, erspart, weil er die Produkte der Landwirthschaft und die Arbeiten des dienstbaren Standes in ihrem Werth erhält und endlich weil er die Hervorbringung und Arbeit beschleunigt und aufmuntert. (Träume I, S. 167.)

Wie aber bereits für die Landwirthschaft die freie ungehemmte Entwicklung verlangt wurde, so auch für die anderen Gewerbe. „Das einzige Mittel, jedem Stande alle seine Rechte, dem Eigenthümer den reinen Ertrag seines Landes, dem Landwirth die gerechte Vergütung seiner Mühen und Vorschüsse und dem dienstbaren Stande die billige Belohnung seiner Dienste ungeschmälert zu versichern, ist Freiheit und Eigenthum als geheiligte Dinge zu verehren.“ (Träume I, S. 156.) Jselin wendet hierbei seine Preistheorie, welche er lediglich auf das quantitative Verhältniß von Angebot und Nachfrage begründet, auch auf die Bildung der verschiedenen Einkommen an. „Es werden, wenn ein Beruf gar zu vortheilhaft ist, sich viele Menschen demselben widmen und ihre Dienste der Gesellschaft immer wohlfeiler anbieten; wenn dagegen durch die allzusehr angewachsene Menge der Preis der Arbeit allzusehr fallen wird, so werden allmählig viele diesen Beruf verlassen, bis dessen Vortheile sich wieder mehr in gerechtes Verhältniß gesetzt haben werden.“ (Träume I, S. 156.)

Obgleich Jselin einer richtigen Auffassung des Kapitals ziemlich nahe zu kommen scheint, wenn er sagt: „daß die große wirthschaftliche Angelegenheit eines Jeden ist, sich allmählig die Vorschüsse zur Treibung seines Gewerbes zu erwerben, und diese Vorschüsse oder dieses Kapital immer zu stärken, so viel es ohne Verschmälniß höherer Pflichten geschehen kann“ (Versuch eines Bürgers, S. 73), so weiß er diesen

Kapitalbegriff für sein System doch durchaus nicht zu verwerthen.

Seine Auffassung des Geldes beruht auf den Arbeiten bedeutender Vorgänger. Dasselbe ist ihm „ein Zeichen, das einen inneren Werth hat und das mit der größten Bequemlichkeit jeden andern Werth vorstellen und vergelten kann. Die Erfindung des Geldes ist deshalb eine der schönsten und nützlichsten: weil erst durch dieselbe entfernte Völker ihren Ueberfluß austauschen können.“ (Träume, S. 166). „Doch bleibt das Geld immer nur insofern nützlich, insofern dessen Besizer sich dadurch Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen kann.“ „Es besteht aus dem entbehrlichsten aller Naturprodukte.“ (Träume I, S. 169.) „Da das Geld aber zugleich das unentbehrlichste Mittel zur Unterhaltung des Kreislaufs der Güter und Dienste ist, so kann der Mangel oder Ueberfluß davon dieselben Wirkungen hervorbringen, wie der Mangel und der Ueberfluß der Güter selbst.“ (Träume I, S. 172.) „Doch kann ein starker und schneller Umlauf des Geldes auch mehr als ein großer Borrath davon die Produkte und die Waaren eines Volkes in ihrem Werth erhalten.“ „Uebrigens vertheilt sich die Masse des vorhandenen Geldes, wenn auch ihre Vermehrung und Verminderung eine Zeit lang Unordnung verursacht hat, immer verhältnißmäßig auf die gesammte Masse aller im Handel befindlichen Produkte und Waaren.“ „In den Hauptsachen wird zwar alles auf demselben Fuße bleiben. Während der Zeit der Abänderung aber wird mancher Partikular beträchtlich gewinnen und verlieren.“ (Träume I, S. 144.)

Ueber die Consumtion heißt es: „die Ausgaben sind dem Menschen so nöthig wie die Einnahmen; ohne Ausgabe würde keine Einnahme, ohne Einnahme keine Ausgabe sein. Doch müssen unter den Ausgaben die nuzbaren, welche zur Erhaltung und Vermehrung des Einkommens oder Gewinnstes dienen, von den unnuzbaren unterschieden werden. Diese letzteren

können wieder schädliche und unschädliche sein. Die schädlichen Ausgaben hemmen den Anwachß der gesellschaftlichen Güter und insbesondere die Vermehrung der Nahrungsmittel und schwächen den reinen Ertrag der Hervorbringung. Die schädlichen Ausgaben bezeichnet er als Luxus. (Träume I, S. 105, 106.)

Diesen theoretischen Anschauungen entsprechend erscheint Fselin consequenterweise die Wirthschaftspolitik seiner Zeit als auf einem überwundenen oder doch zu überwindenden Standpunkt stehend. „Die Wirthschaftspolitik ist fast ganz ein Erbe unserer gothischen Voreltern.“ „Nur die Getreidepolicy haben wir dem römischen Volke zu verdanken.“ (Träume II, S. 189.) Behufs Beförderung der Gewerbe sind hinfort gar keine direkten staatlichen Maaßregeln erforderlich. „Die vollkommenste Gerechtigkeit ist die beste, ist die einzig gute Polizei.“ (Träume II, S. 211, 213.) „Der Urheber aller Ordnung hat durch seine ewigen und unveränderlichen Gesetze für alles gesorgt. Sie erforschen ist das Werk der Weisheit; sie zu handhaben ist die Pflicht der Gewalt; sie abändern, sie verlassen wollen, ist ein Eingriff in die Rechte des höchsten und besten Gesetzgebers.“ (Träume II, S. 249.) „Die größtmögliche Masse von Gütern mit dem möglichst geringen Aufwande an Zeit und Kräften kann nicht anders erzielt werden, als durch die vollkommenste Gerechtigkeit, die größte Güte und die größte Freiheit aller Völker, aller Stände und aller Menschen gegen einander.“ (Träume II, S. 189—190.)

Doch erleidet diese Regel auch bei Fselin selbst einige bedeutende Ausnahmen, indem dem Staat außer der Sorge für die Justiz und Polizei noch folgende, das wirthschaftliche Leben wenigstens indirekt berührende Aufgaben zugewiesen werden: für Errichtung und Erhaltung von Arbeitshäusern und Spitälern, von Findel- und Waisenhäusern, von Landstraßen und Kanälen, von Kinder- und Fortbildungsschulen, für das öffentliche Gesundheits- und Vergnügungswesen u. s. w. (Träume II, S. 222—243.)

Auch soll der Staat sich durch regelmäßige Berichte seiner Beamten, sowie durch statistische Erhebungen in steter Kenntniss von den Bedürfnissen des Volkes erhalten.

In seinen finanzwissenschaftlichen Ausführungen empfiehlt Jselin die Einführung der aus dem landwirthschaftlichen Reinertrag zu zahlenden Einksteuer; „denn wer alles ernährt, zahlt alles.“ (Träume II, S. 273.) Auch soll dieselbe progressiv sein, „weil ein Reicher verhältnißmäßig immer mehr missen und sich bei Bewilligung der Auslagen besser vertheidigen kann, als ein Armer.“ (Träume II, S. 323.) Doch werden von dieser finanzwirthschaftlichen Regel diejenigen Staaten ausgenommen, deren Dasein „auf Handelschaft und Manufakturen beruht.“ „Sie sind mehr wie eine Handlungsgesellschaft, als wie ein Staat anzusehen. Der Gewinnst der Handelschaft muß die Stelle des reinen Ertrags von dem Grundeigenthum vertreten.“ (S. 302.) In solchen Staaten ist Jselin für die Einführung oder Beibehaltung von Gewerbesteuern, sowie von directen und indirecten Luxussteuern. (Träume II, S. 304.)

Für die Besteuerung stellt Jselin im Einzelnen folgende Grundsätze auf: jeder Bürger ist nach Maaßgabe seines Ueberflusses zu besteuern; von keinem darf mehr gefordert werden, als die Vortheile betragen, welche ihm der Staat gewährt; die einzelnen Berufe sind nach Maaßgabe ihrer Gemeinnützigkeit zu begünstigen, insbesondere ist die Freiheit der Handelschaft und Gewerbsamkeit bei der Besteuerung möglichst zu wahren; zur Vermeidung von Willkühr muß das Steuerwesen gesetzlich normirt werden; die Erhebung der Auflagen ist möglichst wohlfeil einzurichten. (Träume II, S. 303.)

Aus dem Obigen geht hervor, daß Jselin in seinen volkswirthschaftlichen Anschauungen wesentlich unter dem Einfluß physisokratischer Ideen stand. Auch ihm ist die Volkswirthschaftslehre eine Naturlehre des Reichthums. Von einer historischen und geographischen Verschiedenheit der einzelnen Volkswirthschaften und von ihrer nothwendigen Bedingtheit durch die Rechtsord-

nung des Staats findet sich kaum eine Ahnung. Die Interessen der einzelnen Personen und Völker sollen sich, sofern sie richtig verstanden und durch keinerlei staatliche Eingriffe in falsche Bahnen gedrängt werden, immer harmonisch zu einander verhalten; von der Einsicht in die Möglichkeit eines Kampfs unter diesen sich selbst überlassenen Interessen, der leicht mit der Unterdrückung des Schwachen durch den Starken endet, findet sich noch keine Spur. Ja eine solche Einsicht hätte sich auch kaum mit dem von Hselin seinen volkswirtschaftlichen Constructionen zu Grunde gelegten eudämonistischen Princip vertragen. Dieser Eudämonismus war aber durchaus nicht, wie bei den späteren Engländern ein egoistischer und atomistischer, sondern ein menschenfreundlicher und socialer. Das Wirthschaftssubject Hselins läßt sich nicht ausschließlich von seinem Egoismus leiten und vertraut dann auf die weise Einrichtung der Vorsehung, daß damit auch allen Uebrigen am besten gedient sei, wie bei Adam Smith; sondern die Glückseligkeit jedes Einzelnen ist bei Hselin umgekehrt bedingt durch die Glückseligkeit aller Anderen.¹⁾ Gleichwohl wird dieses Princip im Einzelnen nicht immer consequent durchgeführt und bisweilen sogar durch jenes Princip des Egoismus, wie es bei Smith vorkommt, verdrängt. Auch bei Hselin findet sich die seinem Zeitalter eigenthümliche Sehnsucht nach der Natur ins Volkswirtschaftliche überseht. Bereits früh ist sie in einem seiner Träume ausgesprochen, und auch noch in späteren Jahren hat er sie sich erhalten, wie aus einem, seinem der Handelsschaft sich widmenden Sohn zugeeigneten Büchlein deutlich hervorgeht. Diese Richtung führt dahin, daß man mit den Städten zugleich Handel und Gewerbe, diese Lieblingskinder einer merkantilistischen Verwaltungspolitik, flieht und auf das Land und zur Landwirthschaft flüchtet. Verbunden hiermit ist jene für uns räthselhafte Verwechslung des Noth-

¹⁾ Träume II, S. 252.

wendigen und Werthvollen, des Stoffes und Werthes, sowie das Uebersehen der Rolle, welche das Kapital in dem volkswirtschaftlichen Organismus spielt. Aus diesen irrthümlichen Voraussetzungen erwächst dann die Lehre von dem landwirtschaftlichen Reinertrag, von dessen Größe „einzig und allein der wirtschaftliche Wohlstand eines Volkes abhängen“ soll. Es sind wiederholt Versuche gemacht worden, diesen principalen Irrthum der Physiokraten zu erklären. Adam Smith¹⁾ faßt ihn als den durch die Einseitigkeit des Merkantilsystems hervorgerufenen Gegensatz auf: „Wenn das Rohr zu sehr nach der einen Seite gebogen ist, so muß man, um es wieder grade zu machen, es nach der andern Seite biegen.“ Doch werden die Irrthümer der Physiokraten durch dieses Bild ebenso wenig erklärt,²⁾ wie durch Roschers³⁾ Hinweis darauf, daß die Physiokratie einen Protest gegen die vorherrschende Künstelei und Unnatur bedeute. Und auch der jüngste in dieser Richtung gemachte Versuch von v. Sivers⁴⁾ wonach die Irrthümer der Physiokratie „aus der gedankenlosen Anschauung der thatsächlichen Verhältnisse des Landlebens jener Zeit“ hervorgehen soll, löst das Räthsel nicht, sondern setzt an die Stelle der einen Frage nur eine andere. Denn wenn es auch richtig sein mag, daß, weil auf dem Lande der Grundbesitzer der einzige Kapitalist war, der der besitzlosen Bevölkerung Arbeit und Brod gab, und weil das Wesen des Kapitals noch nicht erkannt war, man dem Grundbesitzer als Consumenten eine Bedeutung zuschrieb, die ihm nur als Kapitalisten, ebenso wie jedem andern Kapitalisten gebührt, so ist damit allenfalls erklärt, wie ein solcher Irrthum bei denjenigen, welche, wie

1) Adam Smith, die Quellen des Volkswohlstands, bearbeitet von Ascher, Stuttgart, Engelhorn, 1861. Bd. 2, S. 180.

2) v. Sivers, Turgots Stellung, S. 8.

3) Roscher, Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland. München, Oldenburg, 1874. S. 482.

4) v. Sivers, Turgots Stellung, S. 13.

Quesnay, in der Anschauung dieser Verhältnisse aufgewachsen waren, entstehen konnte, keineswegs aber, wie derselbe sich so rasch namentlich in den Städten verbreitet hat und hier mit großer Lebhaftigkeit gerade von Personen erfaßt worden ist, denen die Anschauung des Landlebens der damaligen Zeit durchaus fehlte. Vielleicht tritt man dem Verständniß dieser letzteren Thatsache durch die Erwägung näher, daß Quesnay¹⁾ gleichgestimmte Naturen in den Zauberkreis seiner bedeutenden und edlen Persönlichkeit und damit zugleich auch seiner Lehren zu bannen wußte und daß das mystische Element dieser kleinen, aus edlen Männern bestehenden Gemeinde²⁾ dann wieder seine Wirkung nach außen ausübte. Jedenfalls stehen wir hier vor einem jener Räthsel geschichtlicher Entwicklung, an die wir uns wohl tastend herannahen, die wir aber nie völlig lösen können. Einen wie starken Einfluß die Irrthümer der Physiokratie auf die Geister der Zeitgenossen ausübten, tritt gerade besonders deutlich an Heliin zu Tage. Denn trotzdem er in einer Handelsstadt aufgewachsen ist, ihr Leben sich täglich vor seinen Augen abspielte und seine Theorie Lügen strafte, wird er diesen von ihm beobachteten Erscheinungen des Lebens doch nur insofern gerecht, daß er die physiokratische Lehre ihrer einseitigsten Schroffheiten entkleidet und die von ihm gemachten Erfahrungen dahin formulirt, daß sie die allgemeine Regel einschränken. So schreckt er vor der bei den übrigen Physiokraten vorkommenden Eintheilung der gesammten Bevölkerung in eine produktive und sterile Klasse zurück. Auch findet sich bei ihm nirgends der Satz ausgesprochen, daß die dienende Klasse nicht mehr producirt, als sie während der Produktion verzehrt. Ihm ist die Landwirthschaft die Quelle alles Reichthums; aber auch den Handel bezeichnet er als ein nützlichcs Gewerbe. Auf dem

1) Kellner, Studien zur Geschichte des Physiokratismus. Göttingen, 1847. S. 25.

2) Kellner, l. c. S. 27.

landwirthschaftlichen Reinertrag soll „einfach und allein“ der wirthschaftliche Wohlstand beruhen und doch erkennt er an, daß derselbe bedeutungslos wird, sobald nicht „Künstler und Handwerksleute im Stande sind, dem Landmann seine Produkte zu vergelten.“ Eine Consequenz der Lehre von dem landwirthschaftlichen Reinertrag ist auch für Jselin die aus demselben zu zahlende Einksteuer, und doch will er in Handelsstaaten — angeblich weil sie mehr die Natur von Handelsgesellschaften, als von wirklichen Staaten haben — auch andere Steuern, wie z. B. Gewerbesteuern, directe und indirecte Luxussteuern, zulassen. Obgleich seinen Grundansichten nach auf dem volkswirthschaftlichen Standpunkt des laissez faire stehend, fordert er doch in vielen und bedeutenden Fällen die Einmischung des Staats in die Angelegenheiten der Volkswirthschaft. Mit einem Wort, die Irrthümer der physiokratischen Schule haften seiner besseren Einsicht wie dem Hühnchen die Eierschalen an. Da er sich von ihnen nicht frei zu machen vermag, gelingt es ihm auch nicht, zu einer richtigeren, einheitlichen Gesamtauffassung des wirthschaftlichen Lebens durchzudringen. Durch die zahlreichen Einschränkungen und Ausnahmen gewinnt sein System freilich ebenso viel an Wahrheit, wie es an Einheit und logischer Consequenz verliert. Dennoch bezeichnete, wie die Physiokratie überhaupt, so auch Jselin einen Fortschritt sowohl in der Erkenntniß, als auch in der Förderung des wirthschaftlichen Lebens: ich erinnere nur an die Ausführungen über das Geld; an die Keime der Grundrentenlehre, welche in der Lehre vom Reinertrag enthalten sind; an die Auscheidung der Volkswirthschaft, als eines gesonderten Wissensgebiets und an die Aufstellung eines eigenen nationalökonomischen Systems, das trotz seiner Einseitigkeit den Menschen nicht über seinen Werken, den Arbeiter nicht über der Arbeit vergift; an die Geltendmachung der Interessen der Landwirthschaft gegenüber der einseitigen und künstlichen Begünstigung von Industrie und Handel, welche dann zur Gründung von ökonomischen

Gesellschaften, zur Prämierung landwirthschaftlicher Verdienste, sowie zur Agitation für Beseitigung der Leibeigenschaft, der Servituten und Grundzinsen, der Jagdgerechtigkeit u. s. w. geführt hat.

Das seit dem J. 1770 in Jselin besonders rege gewordene Interesse an volkswirthschaftlichen und statistischen Fragen ist aber nicht nur auf die Anregung durch die französischen Oekonomisten zurückzuführen: die außerordentlichen volkswirthschaftlichen Erscheinungen dieser Zeit, namentlich die hohen Getreidepreise des J. 1770 u. 1771 und die Geld- und Handelskrisis des J. 1773 mußten seinem Denken unwillkürlich eine Richtung auf volkswirthschaftliche Fragen geben.

Im J. 1770 hatten die Getreidepreise eine bis dahin unerhörte Höhe erreicht: ein Sack Roggen kostete 13, ein Bierzel Haber 10, ein Bierzel Korn 13 \mathcal{R} ($\mathcal{R} = 12$ alte Bagen).¹⁾ Diese Preiserhöhung der nothwendigsten Lebensmittel wurde für den gemeinen Mann aber um so fühlbarer, je mehr sein Verdienst zugleich durch das Stillestehen vieler Fabriken eingeschränkt ward. In Folge dessen ergriff die unteren Klassen damals ein wahres Auswanderungsfieber, so daß bis zum J. 1771 aus Basel bereits 59 Familien, zum größten Theil nach Amerika, ausgewandert waren.²⁾ Für die besitzenden Stände, die Fabrikanten und Kaufleute, traten die Folgen erst etwas später ein und zeigten sich in vielen Bankerotten, deren Zahl im J. 1773 culminirte.³⁾

Diesen Calamitäten gegenüber galt es jetzt Stellung zu nehmen: ihre wirklichen Ursachen aufzudecken und womöglich durch Beseitigung derselben der Wiederholung ähnlicher Mißstände vorzubeugen, vor allem aber in den gegenwärtigen Leiden Rath, Hilfe, Linderung zu schaffen.

1) Dohs, Geschichte Basels. Bd. VII, S. 562.

2) Brief J. an C. Hirzel vom 18. Herbstmonat 1771.

3) Brief J. an C. Hirzel vom 31. Januar 1773.

Während das landläufige Urtheil die hohen Getreidepreise auf den Wucher der Aufkäufer zurückzuführen geneigt war, indem man annahm, daß diese die Preise künstlich hinaufschraubten, um sich zu bereichern, drang Fselin tiefer zu den wahren Gründen der Erscheinung vor. Die Gründe für die gegen die früheren Jahrzehnte erfolgte starke Steigerung der Getreidepreise erschienen ihm theils als allgemeiner, theils als bloß lokaler Natur. In dem starken Zufluß der Edelmetalle nach Europa und in dem Bestreben des Landmanns, aus dem Landbau einen ähnlichen Unternehmergewinn zu ziehen, wie er in den andern Gewerben üblich war, fand er die allgemeinen Gründe der Preissteigerung. Gegen dieselben ließ sich mit Erfolg nicht ankämpfen.

Was die spezielle Theurungsperiode betraf, so sah Fselin ein, daß die Schweiz bereits damals, wie gegenwärtig in noch viel höherem Grade, hinsichtlich der Versorgung mit Getreide auf fremde Länder angewiesen war: Bern auf Italien, Genf auf Frankreich, Zürich und die Urkantone auf Schwaben und Bayern, Basel auf das Elsaß und die fruchtbaren Gegenden am Rhein und Bodensee. In gewöhnlichen Zeiten, bei reichen oder doch wenigstens mittleren Erndten, erfolgte die Versorgung auch wirklich auf diesen Wegen, trotz der Getreideausfuhrbeschränkungen der verschiedenen Nachbarstaaten. Kam dann aber einmal eine Mißerndte, so wurden die Ausfuhrbeschränkungen verschärft oder gar zu völligen Ausfuhrverboten gesteigert. So hatte auch wieder im J. 1770 die österreichische Regierung und Kammer in Freiburg Verordnungen erlassen, welche in den benachbarten Ländern nothwendig Hunger, Mangel und Elend erzeugen mußten.¹⁾ Auch war von Oesterreich der Schweiz die Ausfuhr des ihr in den österreichischen Landen zustehenden Getreidezehnten verboten worden, wogegen dann die Schweiz wieder Regressalien ausübte, indem sie die

¹⁾ Brief F. an S. Hirzel vom 2. Wintermonat 1770.

Ausfuhr der österreichischen Zehntfrüchte unterjagte¹⁾. Bereits früher hatte die französische Regierung eine ähnliche Politik gegenüber der Republik Basel eingeschlagen, indem sie dem aus dem Elsaß bezogenen Fruchtzehnten beharrlich die Durchfuhr durch französisches Gebiet verweigerte oder doch erschwerte.²⁾ Um diesen Hauptgrund des Getreidemangels zu beseitigen, wurden seitens Basels auf Anregung Iselin's mit der Regierung der Pfalz, Baden-Badens und Württembergs Verhandlungen wegen Gestattung der Getreideausfuhr eingeleitet. Auch sandte man den Meister Fäsch im J. 1770 nach Paris, wo es ihm gelang, seinem Stande die Erlaubniß für die Ausfuhr der Zehntfrüchte aus dem Elsaß, sowie die Durchfuhr deutschen Getreides durch französisches Gebiet zu erwirken.

Im Innern der einzelnen Staaten wurden der Regel nach ebenfalls die kleinlichen, freiheitsfeindlichen Maßregeln einer merkantilistischen Theuerungspolitik in Anwendung gebracht, wengleich man es wohl nur selten so weit trieb wie in Bayern, wo auf obrigkeitlichen Befehl unter alles in den Gebrauch kommende Waizenmehl, Roggen- und Gerstenmehl gemischt werden mußte, und die Bedienten, die das aus solchem Mehl gebackene Brod nicht essen wollten, durch Schläge dazu gezwungen wurden: eine Maßregel, von der Iselin sagt: „so macht es ein elender Mensch in der Gefahr zu ertrinken, wenn seine Einsicht durch die Gefahr gänzlich betäubet ist³⁾.“ In Basel wurden die Händler angewiesen, ihr Getreide nur an Einheimische zu verkaufen; hatten sie ihren ganzen auf den Markt gebrachten Vorrath nicht verkauft, so mußten sie ihre Frucht zu einem bestimmten niedrigen Preis der Regierung abtreten. Iselin sucht diese Maßregel durch den theilweisen Blokade-Zustand, in dem sich Basel hinsichtlich der Zufuhr

1) Brief J. an C. Hirzel vom 6. Christmonat 1770.

2) Brief J. an C. Hirzel vom 29. Christmonat 1758.

3) Brief J. an C. Hirzel vom 9. Mai 1771.

fremden Getreides befand, zu rechtfertigen oder doch wenigstens zu erklären. Diesem Zustand entsprachen denn auch die sonstigen Maßregeln der Regierung, indem sie Getreide aufkaufte und zu einem billigen Preise an den Bauern zur Saat und an den Bürger zum Consum abgab. Ferner erhielten diejenigen Bauern Belohnungen, welche sich im Feldbau auszeichneten. Ja aus den Getreidevorräthen der Republik Basel wurde sogar den Städten Neuchatel, Yocle, Sackhaudfond, Biel und den Bischöfen von Basel und Colmar Hilfe zu Theil. Auch die Auswanderungspolitik war im Ganzen eine verständige und scheint hier der Gedanke Jselins: „Der Wohlstand zeuget immer eine Menge Menschen, nicht die Menschen den Wohlstand“ ¹⁾ leitend gewesen zu sein. Nach einer Publikation vom 25. März 1771 sollten freilich die Werber angehalten und gestraft werden. Auch wurden die Auswanderer von ihrem Vorhaben abgemahnt; half das aber nicht, so wurde ihnen jedes Mal die Erlaubniß zur Auswanderung ertheilt. Dagegen zeigte sich die Härte der Zeit in der früheren Bestimmung, daß volljährige Auswanderer nie wieder Bürger ihrer früheren Heimath werden durften ²⁾.

Die Gründe für das Daniederliegen von Handwerk und Fabrikation fand Jselin in der durch das Steigen der Getreidepreise und durch den polnischen und russischen Krieg, sowie die in der Türkei herrschende Pest beschränkten Kauffähigkeit von Industrieartikeln ³⁾, und in der durch eine künstliche Bevorzugung von Handel und Gewerbe erzeugten Uebersehung einzelner dieser Gewerbe. Er sagt hierüber: „Durch den Geist der Handelschaft und Manufaktur, der seit mehr als 100 Jahren in Europa eine zu große Uebermacht erhalten hat, ist die Basis der Gesellschaft, so die Landwirthschaft ist, immer ver-

¹⁾ Brief J. an S. Hirzel vom 18. Herbstmonat 1771.

²⁾ D h s, Geschichte Basels Bd. VII, S. 565.

³⁾ Brief J. an S. Hirzel vom 4. Januar 1771.

mindert, und für die große Last so auf ihr liegt, allzu schwach gemachet worden“¹⁾. „Die vielen Verordnungen und Anstalten, welche die Landesherrn zur Begünstigung der Emsigkeit machen, dienen zu nichts, als dieses Misverhältniß und dadurch die Verwirrung und das Elend der Gesellschaft immer mehr zu vergrößern. Ich besorge auch, man würde in die nehmliche Unbequemlichkeit fallen, wenn, um das Gleichgewicht herzustellen, man Verordnungen machen wollte, welche die Hervorbringung vor der Arbeit begünstigen sollen. — Die Menge der Fälle und der Umstände, die ein solcher Mensch zu vergleichen haben würde, sind so groß, ihre wechselseitigen Einflüsse sind so mannigfaltig, so verworren und versteckt, daß ein menschliches Auge zu schwach scheint, sie zu umfassen, zu entwickeln und zu durchdringen“²⁾.

Bei seinen Untersuchungen auf wirthschaftlichem Gebiet war Iselin mehr als einmal auf den Mangel fester statistischer Grundlagen aufmerksam geworden. Der Abstellung dieses Mangels galt daher hinfort sein Bestreben. Nicht nur daß die Bewegung der Getreidepreise fortan von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat, von Woche zu Woche genau beobachtet und verzeichnet wird. Behufs der geplanten Erleichterung und Ablösung der bäuerlichen Frohndienste wird die Höhe der von den einzelnen Pflichtigen geleisteten Dienste genau festgestellt. In das Jahr 1774 fällt der erste Versuch einer umfangreichen statistischen Aufnahme auf dem Lande. Dieselbe erfolgt in der Weise, daß die Prediger und Beamten in zu diesem Zweck angefertigte Haushaltungslisten zu verzeichnen hatten: die Zahl der Häuser eines jeden Dorfes, die Zahl der Haushaltungen jedes Hauses, die Zahl der einzelnen Haushaltungsglieder, unterschieden nach Haushaltungs-Vorständen, Angehörigen und Dienstboten, sowie ferner mit Unterscheidung, ob sie verhehelicht oder

¹⁾ Brief J. an S. Hirzel vom 30. Januar 1773.

²⁾ Brief J. an S. Hirzel vom 23. Hornung 1773.

unverehelicht, und bei den Ledigen ob sie unter oder über sechszehn Jahr alt sind, sowie endlich ob sie zur Klasse der Bauern, Tanner, Handwerker oder Fabrikarbeiter gehören. Sodann gelangt zugleich die Größe der liegenden Güter, mit Unterscheidung von Matten, Aekern, Reben, Holz und Weiden, die Zahl der Viehhäupter, mit Unterscheidung von Hornvieh (Stiere und Kühe) Pferden und Kleinvieh (Schweine, Schaafe, Geißen) bei jedem Eigenthümer zur Verzeichnung. In der Stadt wird erst im J. 1779 eine Volkszählung vorgenommen, deren Resultate in den „Anmerkungen über die neulich publicirte Tabelle der Einwohner unserer Stadt Basel nebst einigen daraus hergeleiteten Zusätzen“ (Basel 1780) von Daniel Bernoulli verarbeitet und publicirt worden sind.

Hiermit ist übrigens Iselins Thätigkeit auf diesem Gebiet noch nicht abgeschlossen. In seinem Berufsleben war er wiederholt auf die volkswirthschaftliche Unbildung seiner Zeitgenossen gestoßen. „So aufgeklärt die protestantischen Eidgenossen in Rücksicht auf die Theologie und die Philosophie, so sind sie es doch in Rücksicht auf die wahre politische Oekonomie noch lange nicht genug. Man ist da noch lange nicht gewöhnet, die Rechte der Freiheit und Menschheit in Rücksicht auf die Unterthanen zu bewahren“ ¹⁾. Um diesen Mangel zunächst bei seinen Mitbürgern zu beseitigen, hatte Iselin im J. 1776 Johann August Schlettwein ²⁾ veranlaßt nach Basel zu ziehen und daselbst Vorlesungen zu halten. Dieser wunderliche Heilige, nach der Art manches seiner Zeitgenossen ein wahrer Polyhistor,

¹⁾ Brief J. an S. Hinzl vom 25. Januar 1770.

²⁾ v. Sivers', Johann Georg Schlettwein und Schlosser, in Hildebr. Jahrb. Bd. XXIV (1875) Heft 1, Notiz, daß das erste Ratheder den Physiokraten im J. 1777 in Gießen erobert worden sei, ist dahin zu ergänzen, daß Schlettwein bereits ein Jahr vordem er nach Gießen berufen wurde, an der Basler Hochschule docirt hat.

hatte zugleich über die Dreieinigkeitslehre und über naturwissenschaftliche Gegenstände, über die Kantische Philosophie und über die Reinigung der Schaafswolle geschrieben¹⁾. Vor allem aber war er ein begeisterter Anhänger der Physiokraten. Im Jahr 1731 in Weimar geboren, hatte er in Jena zum Doctor und Magister promovirt und war dann im J. 1763 als markgräflicher Rentkammer- und Polizeirath nach Karlsruhe gekommen. Hier mußte er den physiokratischen Markgraf Karl Friedrich zu bewegen, mit der Durchführung der Einksteuer und der Aufhebung aller Beschränkungen des Gewerbewesens einen Versuch zu machen. Ein Dorf des Oberamts Pforzheim und zwei Dörfer im Hochbergischen wurden zum Versuchsfeld ausersehen²⁾. Aber bereits vordem sich dieser Versuch als mißlungen herausgestellt hatte, mußte Schlettwein (im J. 1773) Karlsruhe verlassen. Trotz seiner vollen Hingebung an die Ideen des Jahrhunderts war seine Persönlichkeit doch eine unedle, eitle und herrschsüchtige. In seinen Urtheilen über Anderndenkende erscheint er fanatisch, in seinem eigenen Thun nicht selten leichtfertig³⁾. Diese Eigenschaften hatten sein Zusammenwirken mit den einheimischen Beamten im Baden-Durlachischen unmöglich gemacht. In den nächsten Jahren finden wir ihn theils in Wien, theils wieder in Karlsruhe, theils in Freiburg. Am Schluß des J. 1776 siedelt er

1) v. Sivers l. c. S. 3.

2) v. Weech, Baden unter den Großherzogen Carl Friedrich, Carl und Ludwig 1738—1830. Acht öffentl. Vorträge, Freiburg 1863. v. Drais, Geschichte der Regierung und Bildung von Baden, Karlsruhe 1816. A. Emminghaus, Carl Friedrichs von Baden physiokratische Verbindungen, Bestrebungen und Versuche: ein Beitrag zur Geschichte des Physiokratismus in Hildebrandts Jahrbuch für National-Oekonomie und Statistik. Bd. XIX, Heft 1 und 2.

3) S. auch das Urtheil von Drais, l. c. Th. II S. 111 über Schlettwein: „Er hat das Gute treulich gewollt. Doch prüfte er seine Philosopheme nicht ruhig genug und wollte zu viel mit ihnen herrschen. Die Schlettweinsche Zeit wird in dieser Beziehung mehr beklagt als gepriesen.“

mit seiner Familie nach Basel über. Durch eine kleine Schrift „Ueber die Wirkung einer blühenden Universität“, welche übrigens nur bereits früher von Iselin ausgesprochene Gedanken, noch dazu in geschmackloser Weise, reproducirt, ladet er zu seiner am 20. November 1776 statthabenden Antrittsvorlesung ein. Dieselbe handelte „von dem unauflösllichen Bande zwischen der ächten Naturweisheit und der Glückseligkeit der Staaten“ (Basel, Schweighauser 1776). Ueber Schlettweins Wirken in Basel berichtet Iselin: „Schlettwein ist ein ziemlich trockener Schriftsteller, aber er ist doch ein Mann, der die Wahrheit liebt und was er für Wahrheit hält sagen darf“¹⁾. Seine Vorlesungen über Staatswissenschaft wurden von 50—60 Zuhörern aus allen Lebensaltern und Ständen: Studenten, Rathsherrn, Gelehrten, Kaufleuten, Offizieren, Handwerksleuten besucht, denen er „das Evangelium vom reinen Ertrage und von der Freiheit der Gewerbsamkeit predigte“. Als Schlettwein im J. 1777 als Regierungsrath und Professor der Staatswirthschaft an die neu errichtete ökonomische Fakultät der Universität Gießen berufen wird, widmet ihm Iselin folgenden Nachruf: „Wir werden ihm Dank wissen, denn er hat manchen guten Saamen unter uns ausgestreuet“²⁾. Von 1777—85 ist er Professor in Gießen und stirbt dann im J. 1802 zu Dahlen in Mecklenburg-Strelitz, nachdem er die letzten Jahre theils auf dem Gut seiner Frau in Mecklenburg, theils in Greifswald zugebracht hat.

Für die Verbreitung der physiokratischen Lehre in weiteren Kreisen war Iselin durch Herausgabe der Ephemeriden der Menschheit, einer seit dem J. 1776 zuerst in Basel und dann in Leipzig erscheinenden Monatschrift, thätig. Das Programm dieser Zeitschrift wird von ihm dahin festgestellt: „Nahrung, Sitten und Freiheit werden die Gegenstände der

1) Brief J. an S. Hirzel vom 22. Hornung 1777.

2) Brief J. an S. Hirzel vom 21. April 1777.

Aufsätze sein“. Der Jahrgang zerfiel in zwölf Stücke, jedes Stück enthielt drei Abtheilungen. In der ersten Abtheilung wurden Gegenstände nationalökonomischen, ethischen, pädagogischen und historischen Inhalts behandelt, in der zweiten neuere Werke kritisch besprochen, in der dritten „Nachrichten gebracht von allem Demjenigen, was zur Erhöhung des menschlichen Wohlstands von Fürsten und Privatpersonen unternommen wird, und was sonst in dieser Art vorgeht. Auch finden sich darin Vergleichen alter und neuer Sitten und des Zustands gewisser Völker in verschiedenen Zeitpunkten der Geschichte.“

Die Verbreitung der Ephemeriden beschränkte sich nicht allein auf die Schweiz, so daß Jselin bereits am Schluß des ersten Redaktionsjahrs berichten durfte: „Die Ephemeriden fangen an in Deutschland ziemlich bekannt zu werden“. Trotzdem der Herausgeber und seine Hauptmitarbeiter entschiedene Anhänger der physiokratischen Richtung in der Nationalökonomie und Basedows im Erziehungsweesen waren, so hat Jselin doch stets auch den Gegnern dieser Richtungen die Spalten seiner Zeitschrift offen gehalten. Seine Selbstlosigkeit tritt besonders Johann Georg Schlosser¹⁾, dem Schwager Göthes und langjährigen Oberamtsverweser der Grafschaft Hochberg, gegenüber zu Tage. „Dieser Mann von glänzendem Genie“ wie ihn Drais²⁾ schildert, „war weit bewandert in alter und neuer Litteratur, schön und kräftig redend und schreibend, von Wiß überfließend, hochherzig und äußerst thätig — nur nicht verträglich und gemäßigt“. Bei den von dem Markgrafen und seinem Rath Schlettwein gemachten physiokratischen Experimenten, von denen zwei in Schlossers

¹⁾ Alfred Nicolovius, J. G. Schlossers Leben und litterarisches Wirken. Bonn 1844. v. Sivers, Joh. Georg Schlosser und Schlettwein: eine akademische Rede in Hildebrands Jahrbüchern Bd. XXIV, Heft 1.

²⁾ Drais l. c. II S. 112.

Amtsbezirk fielen, hatte dieser sich von der Unausführbarkeit des physiokratischen Systems überzeugt und in diesem Sinn im J. 1776 an den Markgrafen berichtet, daß „eine Nation, die frei sein soll, bessere Sitten haben muß“. Von hier datirte Schlettweins erbitterte Gegnerschaft wider Schlosser. Aber auch abgesehen von diesen speziellen Erfahrungen konnte Schlosser seiner Natur und Entwicklung nach den Physiokraten und Bajedow nicht hold sein. Er hatte in verschiedenen Lebensstellungen — als Advokat, Herausgeber der Frankfurter gelehrten Anzeigen und Verwaltungsbeamter — die Menschen nicht immer von ihrer besten Seite kennen gelernt und war auf diesem Wege zu einer pessimistischen Lebensauffassung gelangt. Auch widerstrebte der conservative Sinn des reichstädtischen Bürgers, der schon damals die Bedeutung der geschichtlichen Entwicklung und namentlich des staatlichen Einflusses für die Zustände der bürgerlichen Gesellschaft erkannt hatte, der naturrechtlichen, optimistischen und lyrischen Richtung seiner Zeit. Er war in allen diesen Beziehungen das völlige Gegenbild Hjelins, für dessen grundehrliches, begeistertes und opferfreudiges Wesen er übrigens die wärmste Verehrung hatte. Nach Hjelins Tode, von der helvetischen Gesellschaft, deren Mitglied er war — wie er denn überhaupt von seinem Amtssitz Emmendingen aus häufig die Schweiz und namentlich seinen Freund Jakob Sarasin¹⁾ in Basel besuchte — beauftragt, die Gedächtnisrede auf Hjelin zu halten, sagt er in derselben: „Ich kannte ihn nur als den Weisen, den Lehrer seines Zeitalters. — Ich wurde sein Schüler! — Er war mein einziger Rathgeber, als ich das erste Mal vor das Publi-

1) K. R. Hagenbach, Jakob Sarasin und seine Freunde, ein Beitrag zur Literaturgeschichte, in den von der historischen Gesellschaft zu Basel herausgegebenen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte. Bd. 4 (Basel 1850) namentlich S. 75—85.

kum trat¹⁾). Nicht lange darnach aber trat ein mächtigerer Lehrer, die Erfahrung des thätigen Lebens auf und zwang mich eine Schule zu verlassen, wo meine Einbildung so gerne wandelte. — Jselin rechnete zu viel auf die Kraft des Menschen und seinen guten Willen. Ich vielleicht zu wenig, indem ich glaubte, daß das wahre Gute für den Menschen zu schwer sei zu fassen“²⁾). Als die Ephemeriden zu erscheinen begannen, war Schlosser bereits aus einem Anhänger ein Gegner der Phyllofraten und Basedows geworden³⁾. In diesem Sinn sind daher seine Schreiben an Jselin über die Philantropinen (Ephem. 1776, I) und über Jselins Träume eines Menschenfreundes (Ephem. 1776, IX. X. XI.) sowie sein Aufsatz über das neue französische System der Polizeifreiheit, insbesondere in der Aufhebung der Zünfte (Ephem. 1776, II) abgefaßt. Obgleich diese, mit vielem Talent und Scharfsinn geschriebenen Artikel Jselins Ansichten in scharfer Weise angriffen, so war dieser doch wahrheitsliebend und hochherzig genug, um ihnen die Aufnahme in seiner Zeitschrift nicht zu verweigern, indem er sich nur eine Replik auf diese Angriffe vorbehielt. In seiner liberalen Auffassung ließ er sich auch nicht durch Schlettwein irre machen, der in einem uns erhaltenen Brief⁴⁾ „seinem Herzensfreund Jselin“ den Rath

¹⁾ Es sind hier wahrscheinlich Schlossers Gedanken über die Sittenlehre und sein moralischer Katechismus gemeint, von welchen Jselin durch Vermittlung des Domherrn Beroldingen im J. 1770 Kenntniß erhalten hatte. Sie veranlaßten ihn damals zu dem Ausruf: „Meine Zufriedenheit ist nie so rein und so lebhaft, als wenn ich sehe, daß die Erleuchtung der Geister und die Milde der Gemüther sich immer mehr ausbreitet, und daß sich Werkzeuge zu dieser seligen Veränderung hervorthun.“ Brief J. an S. Hirzel vom 29. Brachmonat 1770.

²⁾ Rede auf Isaak Jselin, gehalten am 4. Juni 1783 in der helvetischen Gesellschaft zu Olten von J. G. Schlosser im deutschen Museum Bd. 2, 1783, (Leipzig, Wiegand) S. 420—21.

³⁾ Hiernach ist der bei v. Sivers I. c. S. 6 vorkommende Irrthum hinsichtlich der Einwirkung der Ephemeriden auf Schlosser zurecht zu stellen.

⁴⁾ h. d. Freyburg vom 8. August 1776.

giebt „lieber dem, der giftigen Saamen bei sich herunträgt, alles Land zur Ausjaat zu versagen, als die giftigen Kräuter um ihrer schönen Farbe willen zum Tode der Unwissenden und Unachtsamen im Lande zu dulden.“

Die Ephemeriden der Menschheit unterscheiden sich übrigens von ihrem französischen Vorbilde, den *Ephémérides du citoyen* (seit 1767), nicht nur durch die größere Mannigfaltigkeit in der Parteirichtung ihrer Artikel. Zsclin und seine Mitarbeiter traten den bestehenden Zuständen gegenüber ferner lange nicht so radikal und revolutionär auf wie die Franzosen. Während Ludwig XV, welcher persönlich ein Anhänger der neuen Lehre war — wird doch erzählt, daß er selbst an Quesnays *tableau économique* gedruckt und die Correctur der Aushängebogen dieses Werks besorgt habe ¹⁾ — sich in Folge des Streits zwischen den Generalpächtern und den Defonomen genöthigt sah, im J. 1764 eine Verordnung des Inhalts zu erlassen, daß in Zukunft nichts über das Finanzwesen gedruckt werden solle ²⁾, konnten die deutschen Physiokraten, weil sie gemäßigter waren, im Ganzen unangefochten bleiben. Aber auch von einigen seiner deutschen Parteigenossen unterscheidet sich Zsclin dadurch sehr vortheilhaft, daß er weniger doctrinär und fanatisch ist als sie. Er war zu verständig um etwa mit Schlettwein jede Kornsperr mit den Worten zu verwerfen: „Hungers sterben ist unendlich weniger, als ungerecht sein“ ³⁾. Endlich bekundet Zsclin trotz seiner naturrechtlichen Auffassung denn doch mehr historischen Sinn als die Franzosen, wie er denn auch die neue Lehre nicht nur durch mechanische Machtgebote von Oben und Außen, sondern hauptsächlich durch innere Vorbereitung und Umbildung der Menschen ins Leben übertragen wollte. Auch war er überzeugt,

¹⁾ Kellner, l. c. S. 44.

²⁾ Drais, l. c. S. 315.

³⁾ Roscher, Geschichte der Nationalökonomik S. 489.

daß man die Herbeiführung besserer Zustände von verschiedenen Punkten aus in Angriff nehmen und hierbei vor Allem mit der Jugenderziehung beginnen müsse. Höchst bezeichnend ist, daß über alle diese Punkte, die uns als ebenso viele Vorzüge Tselins vor den Franzosen erscheinen, ein H. v. St. Leu¹⁾, der zu den französischen Ephemeriden in Beziehung gestanden zu haben scheint, sich in einem Brief an Tselin mißbilligend ausspricht.

¹⁾ Ephemeriden 1776 Bd. VII S. 17.

IV. Vereinsthätigkeit.

Wir sahen bereits, wie bitter Iselin in der letzten Zeit seiner Amtsthätigkeit über die inneren Verhältnisse seines Heimathkantons urtheilte. Mit Schmerz hat ihn auch die Stellung der Eidgenossenschaft zu den auswärtigen Mächten erfüllt. Ein kleinlicher, durch die vorhandenen Institutionen beförderter Sondergeist der einzelnen Stände verhinderte selbst dann den Zusammenschluß derselben, wenn es sich um die Abwehr unberechtigter Angriffe von Außen handelte. Eine Folge hiervon war die geringe Achtung, welche namentlich die Nachbarmächte — das deutsche Reich und Frankreich — diesem Gemeinwesen erwiesen, und die ewige Furcht des Letzteren vor fremder Eroberung oder Unterdrückung.

Speziell in den protestantischen Kantonen war bis zu den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Mißtrauen gegen Frankreich, von da ab gegen das deutsche Reich gerichtet.

Da es Frankreich nicht gelingen wollte, mit der ganzen Eidgenossenschaft das im J. 1663 eingegangene und im J. 1723 erlöschende Bündniß zu erneuern, so hatte dasselbe im J. 1715 ein Separatbündniß mit den katholischen Ständen abgeschlossen. Zugleich war es bemüht, die Kluft zwischen diesen und den protestantischen Ständen aufrecht zu erhalten. Während die katholischen Kantone durch die ihnen vorgespiegelte Aussicht auf Wiedergewinnung der im vierten Landfrieden an Zürich und Bern abgetretenen Landestheile in völlige Abhängigkeit von Frankreich geriethen, wußte dieser Staat durch geschicktes Manövriren seinen Einfluß auch in den protestantischen Ländern immer fester zu begründen. Durch die Verknüpfung der

materiellen Interessen der Schweiz mit denen Frankreichs schien dieses Abhängigkeitsverhältniß unlösbar geworden zu sein. Alljährlich wanderten bedeutende Jahrgelder und Pensionen aus Frankreich in die Schweiz. Zahlreiche Kaufleute hielten sich wegen ihrer Handelsgeschäfte in Frankreich auf und genossen dort vollständige Abgabefreiheit. Ein großer Theil der Schweizer Jugend diente in französischen Regimentern und erwarb sich Geld und Ehren: zählte man doch noch im J. 1779 15594 Schweizer in französischen Diensten.¹⁾ Das Auftreten der französischen Regierung und ihres Gesandten entsprach denn auch dem Bewußtsein dieses Abhängigkeitsverhältnisses. Nachdem im J. 1729 vor den Thoren Basels der Bau der Festung Hüningen begonnen und seitdem vollendet worden war, hatte Frankreich im J. 1769 die Absicht, in der Nähe Genfs die Festung Versoir zu errichten. Die Berner Regierung remonstrirte gegen diesen Plan und ließ dem König von Frankreich ein diesbezügliches Memoire überreichen. Sie erhielt darauf durch den französischen Gesandten die geringschätzigige Antwort, daß der König den Festungsbau aufgegeben habe, jedoch mehr aus Achtung vor der Befürwortung des Königs von Preußen, als aus Gründen des Berner Memorandums.²⁾

Der politische Druck dieser goldenen Fesseln wurde von den einsichtigeren Eidgenossen, zu denen auch Iselin gehörte, hart empfunden. Namentlich die von den einzelnen Ständen mit Frankreich abgeschlossenen Militärconventionen erregten seine patriotische Entrüstung. Als auch Zürich nach langem Widerstreben auf eine Militärconvention mit Frankreich einget, schreibt er an Hirzel: „Man kann hier unmöglich begreifen, wie Zürich so geschwind französisch geworden.“³⁾ Und

1) Nach Strickler, Lehrbuch der Schweizergeschichte, 2. Aufl. S. 356, sollen im J. 1748 etwa 60,000 Schweizer unter fremden Fahnen gestanden haben.

2) Brief J. vom 10. August 1769.

3) Brief J. an S. Hirzel vom 6. Herbstmonat 1754.

über die katholischen Stände, von denen Luzern sich von Frankreich nicht nur Geld zahlen, sondern sogar seine städtische Besatzung stellen ließ¹⁾, äußert er sich in einem vertraulichen Brief: „Da mit Geld alles bei denselben auszurichten ist, könnten die Stände Bern und Zürich dieselben nicht auch pensioniren?“²⁾

Besonders stark war die Besorgniß der protestantischen Stände seit dem im Mai 1756 zwischen Frankreich und Oestreich errichteten Bündnisse. Alle Hoffnung war jetzt auf Friedrich II von Preußen gerichtet. Mit Aufmerksamkeit wurden die einzelnen Phasen des 7 jährigen Krieges verfolgt. „Friedrichs Siege erfüllen alle Welt mit Erstaunen und Ehrfurcht und den protestantischen Theil mit großen Freuden.“³⁾ „Ich will nicht untersuchen, ob Friedrichs Sache gerecht sei oder nicht. — Die Tapferkeit, die Wachsamkeit und die Geschicklichkeit, womit er dieselbe betreibt, übertrifft alles, was wir in der Geschichte lesen. Allem Anschein nach ist desselben glücklicher oder unglücklicher Erfolg für die allgemeine Freiheit höchst wichtig.“⁴⁾

Ganz allgemein war die Aufregung in der Schweiz, als der König von Frankreich im J. 1764 in eigenmächtiger Weise eine neue Ordonnanz über die Zusammensetzung und Disciplin des Schweizer-Regiments Boccard (nachher Salis-Samaden) erließ und der Herzog von Choiseul auf die Beschwerden der an diesem Regiment beteiligten Stände (auch Basel hatte vier Compagnieen) in übermüthigem Ton antwortete.⁵⁾

Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges schwindet allmählich die Bewunderung Jselins für Friedrich II; ja in

1) Brief J. an S. Hirzel v. 31. Januar 1765.

2) Brief J. an S. Hirzel v. 25. August 1759.

3) Brief J. an S. Hirzel vom 30. Mai 1757.

4) Brief J. an S. Hirzel v. 13. Christmonat 1757.

5) Brief J. an S. Hirzel v. 20. Mai 1763. Dch s., Geschichte Basels, Bd. VII, S. 564.

den letzten Jahren seines Lebens erscheint ihm der preussische König nur noch als despotischer Regent. Hand in Hand mit dieser Abwendung von Preußen in den siebenziger Jahren geht bei Fselin das Wachsen der Sympathieen für Frankreich. Dieser Umschwung mag zum Theil durch den allgemeinen Stimmungswechsel in den protestantischen Cantonen zu Gunsten Frankreichs und zu Ungunsten des deutschen Reichs, sodann aber namentlich durch Fselins Befehrung zur Lehre der französischen Physiokraten erklärt werden, von denen er eine neue Aera der Völkerwohlfahrt erwartete. Als Turgot, einer der edelsten und hervorragendsten Männer dieser Schule, am 24. August 1774 Minister wird, schreibt Fselin an Hirzel: 1) „Segnen Sie mit mir den redlichen, den erhabenen Turgot: er hat die Frohnungen in ganz Frankreich abschaffen gemacht. Welch ein Verdienst um das Königreich, welches ein Beispiel für das übrige Europa!“ „Frankreich darf nur zehn Jahre lang nach den weisen und gerechten Grundsätzen Turgot's beherrscht werden, so wird es wahrscheinlicher Weise England an Blüthe überflügeln.“ Die großen Schwierigkeiten, welche Adel und Geistlichkeit dem neuen Ministerium bereiten würden, sah Fselin übrigens voraus: „Man thut alles in der Welt, um H. Turgot, weil er ein ehrlicher Mann ist, zu stürzen.“ 2)

Nur mit Berücksichtigung dieser Umstände und einer durch eine längere Beobachtung der eidgenössischen Zustände erzeugten resignirten Stimmung vermag man sich das milde Urtheil Fselins über die schweizerisch-französischen Beziehungen der siebenziger Jahre zu erklären. Denn während er früher die zu große Willfährigkeit der protestantischen Stände gegenüber Frankreich energisch getadelt, ist ihm jetzt das Vorgehen derselben bisweilen allzu scharf. So insbesondere in der Frage der von

1) Brief F. an S. Hirzel v. 9. Januar 1775.

2) Brief F. an S. Hirzel v. 13. Mai 1775.

Frankreich einseitig beliebten Aufhebung der Kopfsteuerfreiheit der sich in Frankreich aufhaltenden Schweizer Kaufleute. Ueber die Aufhebung dieses Privilegs, welche im J. 1767 verkündet wird, erhebt Basel Beschwerde bei dem König von Frankreich. Trotzdem ein vom 3. April 1774 datirtes Antwortschreiben des Königs die Beschwerde abweist, ist Tselin mit diesem Verfahren im Ganzen doch einverstanden.¹⁾ Und auch das bereits seit Auflösung des alten Bundes mit Frankreich von diesem herbeigewünschte, aber erst in Folge der durch die Theilung Polens erzeugten Furcht vor den östlichen Mächten²⁾ im Mai 1777 zu Stande gebrachte allgemeine Bündniß mit sämtlichen eidgenössischen Ständen³⁾ hatte ebenso sehr den Beifall Tselins, wie den der Republik Basel, so daß die Vertreter dieses Standes sich bei der Unterschrift der Vertragsurkunde sogar von ihren protestantischen Mitständen Zürich und Bern trennten, welche Letzteren wegen verschiedener erhobener Bedenken erst später unterschrieben. Freilich hat Tselin, nachdem das Bündniß geschlossen war, auf die ernststen Gefahren, welche dasselbe für die Neutralität der Schweiz haben könne, hingewiesen, wie er denn auch schon früher, als die Republik Bern ihr eigenes Kriegswesen und dann das der Eidgenossenschaft nach preußischem Muster durch den früheren preußischen General Lentulus reformiren wollte (1768), sich dahin ausgesprochen hatte:

¹⁾ Brief T. an S. Girzel v. 25. Mai 1774.

Dchz, l. c. S. 570, 691: Durch ein am 24. Dec. 1781 in Colmar einregistriertes Dekret des Königs wurde denjenigen Schweizern, welche sich nur vorübergehend wegen ihrer Studien oder Handelsgeschäfte in Frankreich aufhielten, das Privileg der Steuerfreiheit restituirt.

²⁾ Wie groß die allgemeine Furcht vor fremder Eroberung in jener Zeit war, zeigt eine von T. gelegentlich einer im Berner Gebiet im J. 1774 unternommenen Reise gethane Aeußerung: „Ich wollte nicht, daß der Kaiser die gleiche Reise machte, die ich gemacht habe. Die Lust könnte ihn leicht ankommen, dieses Land zu erobern.“

³⁾ Ueber diesen allgemeinen Bund cf. Dchz, Geschichte Basels. Bd VII, S. 673—680.

„Es war uns so wohl, daß man uns in dem politischen System von Europa vergessen hatte; warum mußten wir uns bestreben, mit großem Geräusch zu sagen: wir sind da.“¹⁾

Als im Mai 1776 Turgot der vereinigten Uebermacht seiner Gegner erlag, hat auch Fselin seine auf Frankreich gesetzten Erwartungen herabgestimmt, wenn auch nicht völlig aufgegeben. Auch hinfort leitete ihn das richtige Gefühl, daß, wie von Frankreich der Anstoß einer neuen Bewegung der Geister ausgegangen war, so auch von dort die Parole zu einer Umwälzung der politischen und socialen Verhältnisse der europäischen Staaten gegeben werden würde.

Eine nachhaltige Besserung der Beziehungen der Eidgenossenschaft zu den auswärtigen Mächten erwartete Fselin nur von der größeren Eintracht unter den eidgenössischen Ständen, und diese in den Gemüthern vorzubereiten, erschien ihm als die Aufgabe jedes Patrioten. Denselben Gedanken hatte bereits eine im Späthommer 1758 in Basel erschienene Flugschrift, betitelt: „Patriotische Träume eines Eidgenossen von einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen,“ (Freistadt, bei Wilhelm Tells Erben) ausgesprochen. Sie stammte aus der Feder des Luzerners Franz Urs Balthasar und war durch den Landvogt Engel an Fselin gelangt. Dieser, von der hochpatriotischen Gesinnung und dem Ideenreichthum der Arbeit ergriffen, übergab sie von sich aus dem Druck und vertheilte sie unter seinen Freunden. Die Wirkung war eine außerordentliche.²⁾ Es bedurfte nunmehr nur eines äußeren Anstoßes, um für die Ausführung dieser gleichsam in der Luft liegenden Idee Mittel und Wege zu finden. In den Tagen des 300jährigen Jubiläums der Basler Hochschule faßte denn ein kleiner, in Fselins Hause versam-

¹⁾ Brief F. an S. Hirzel v. 13. März 1768, v. 8. Brachmonat u. 4. Heumonats 1767.

²⁾ Morell, die helvetische Gesellschaft, S. 170 ff.

melter Freundeskreis — zu dem außer Sselin Salomon Hirzel, der Dichter Gefner und der jüngere Schinz gehörten — regelmäßige Zusammenkünfte eines weiteren Freundeskreises ins Auge, die man als „freundschaftliche“, oder „sokratische Tagsatzung“ bezeichnete. Die Frauen sollten dabei zu Hause gelassen werden, denn, sagt Sselin, „wie würden wir die Zeit ausfindig machen, die einem Duzend und mehr junger Frauenzimmer zugleich gelegen ist.“ Ueber den Grundgedanken dieser Vereinigung spricht er sich folgendermaßen aus: „Unter dem Schein einer bloßen Ergötzlichkeit sollten wir den Grund zu Verhältnissen legen, dadurch unserem gemeinsamen Vaterlande große sittliche und politische Vortheile erworben werden könnten.“ „Eine eidgenössische Gesellschaft sollten wir stiften und diese sollte ihre ganze Absicht auf die Einigkeit der Stände und die Tugend und Glückseligkeit ihrer Bürger richten.“¹⁾ Selbst der weniger enthusiastische Hirzel schreibt über diese Zusammenkunft: „Die Herzen überströmten vor Freude über die neue Aussicht einer freundschaftlichen Tagsatzung und unter diesen Gedanken schieden wir mit wehmüthiger Zärtlichkeit von einander.“²⁾ Am 4. Mai des nächstfolgenden Jahres (1761) fand sich der kleine Freundeskreis in dem am Fuß des Hügels, dessen Haupt die stattliche Ruine der stolzen Habsburg krönt, in dichtem Gebüsch verborgen liegenden Bad Schinznach zusammen. Ueber den reinen Freundschaftscultus ist diese erste Versammlung indeß nicht hinausgekommen. „Ein jeder kommende Frühling, schreibt Sselin, soll uns in dem stillen, der Freundschaft und den Musen geheiligten Haine versammeln. Da will ich jährlich aus meines weisen Hirzels beredtem Munde Lehren der Tugend und der Weisheit, und von des lieblichen Gefners bezaubernden Lippen die sanften und frohen Empfindungen der einfältigen Natur schöpfen. Da sollen Zimmermanns edles Feuer, Kellers (Freihauptmann von Zürich) un-

¹⁾ Brief S. an S. Hirzel vom 16. Heumonath 1760.

²⁾ Morell, l. c. S. 195.

geschminkte und einfältige Tugend und der Beroldingen (Domherrn von Speyer und Hildesheim) unerfättliche Begierde, das Gute zu erkennen und auszuüben, an mir und an Freyen gelehrige und begierige Schüler finden.“¹⁾ Erst im nächsten Jahr (1762) erhält die Gesellschaft auf Anregung des Dr. Hans Kaspar Hirzel aus Zürich, eines Bruders von Salomon Hirzel und des Verfassers des philosophischen Bauern Kleinjogg, eine geschlossene Organisation. Sie legt sich zugleich den Namen der Helvetischen Gesellschaft bei, indem sie sich aus Bürgern der noch nicht vertretenen Cantone ergänzen will. Als Zweck derselben wird zunächst: die Förderung des Studiums der vaterländischen Geschichte hingestellt. Auch sollen in Zukunft von den einzelnen Mitgliedern verfaßte Arbeiten verlesen werden. In der Folge ist ihre Aufmerksamkeit besonders der Verbesserung des Erziehungswesens gewidmet gewesen. Deutlicher tritt ihre Tendenz übrigens zu Tage in der Wahl des alten Balthasar zum ersten Vorsteher.²⁾ Ueber diese constituirende Versammlung, welche nach dem Zeugniß Hirzels die innigste, herzerhebendste und traulichste gewesen ist, schreibt Fselin:³⁾ „Die Freuden, die ich hier genossen habe, waren zu groß für mich. Mein Geist litt darunter und auch mein Leib. Ich bin alle Nächte bei Euch, indem ich wie im Wahnsinn phantasiere. Bald verjage ich einen Seckelmeister, der gestohlen hat (Anspielung auf ein neuestes Luzerner Ereigniß). Bald bekämpfe ich eine Hydra von Vorurtheilen. Bald bin ich mit Tschiffeli (Protector der Bernerischen Landwirthschaft und Einführer des Kleebaus) in seinem Klegarten und sehe das Gras wachsen. Bald begleite ich Pfyffer (Gerichtsschreiber in Luzern) auf dem Zuge nach dem Livinenthal. Bald kämpfe ich mit unserem lieben Doctor (Hirzel).“ Im J. 1763 war

¹⁾ Brief J. an S. Hirzel v. 12. Mai 1761.

²⁾ Morell l. c. S. 201 ff.

³⁾ Brief J. an S. Hirzel v. 25. Mai 1762.

die Mitgliederzahl bereits auf 27 gestiegen: zu ihnen gehörte unter Anderen auch der Basler Professor Daniel Bernoulli. Das Bestreben, für die Einigung des Vaterlandes zu wirken, trat hier schon deutlicher zu Tage. Der jüngere Balthasar verlas seines Vaters: „Letzte Wünsche eines helvetischen Patrioten,“ welche sich ebenfalls in dieser Richtung bewegten.¹⁾ Die Gesellschaft gewann von nun an immer mehr Ausbreitung und Beifall, auch über die Grenzen der Schweiz hinaus. Deutsche und Franzosen betheiligen sich fortan an der Lösung der von ihr gestellten Preisaufgaben. Für das Jahr 1764 wird Iselin zum Präsident ernannt und ihm der Ehrentitel eines „Vaters und Vorstehers der Gesellschaft“ beigelegt. In seiner Eröffnungsrede predigt er den „Kampf wider mächtigere Tyrannen als die, welche die Altvordern bekämpft haben — wider die Vorurtheile, wider die Leidenschaften.“²⁾ An der Versammlung des J. 1765 nahm auch der junge Lavater Theil; ebenso wohnten ihr der Württembergische Herzog Ludwig Eugen und zugleich der Zürcher Bauer Jacob Gujer, das Urbild des Kleinjogg von Dr. Hirzel, bei. In dem Schooß der Versammlung, welche dieses Mal 40 Mitglieder zählte, begannen sich zum ersten Mal zwei Richtungen geltend zu machen: die eine, repräsentirt durch die Zürcher, war für ein kräftiges Eingreifen in das politische Leben; die andere, von den Bernern ausgehend, wünschte den Zweck der Gesellschaft ausschließlich auf die Geselligkeit und ihre Mitgliedschaft lediglich auf die aristokratischen Kreise beschränkt zu sehen. Die Basler hielten es mit den Zürchern, die Luzerner mit den Bernern. Veranlaßt durch eine leidenschaftliche Rede des Luzerners Meyer, die selbst den milden Iselin zu heftigen Aeußerungen hinriß, platzten die Gegensätze stark aufeinander³⁾. Dem Zwiespalt

1) Morell l. c. S. 212.

2) Morell l. c. S. 220.

3) Morell l. c. S. 343.

in der Versammlung entsprach eine verschiedene Beurtheilung der Gesellschaft in weiteren Kreisen; den entschiedenen Freunden derselben traten ebenso entschiedene Gegner gegenüber. Diese glaubten um so energischere Maßregeln gegen die Gesellschaft ergreifen zu müssen ¹⁾, als bereits an verschiedenen Orten ein Geist der Unbotmäßigkeit gegen die bestehenden Autoritäten zu Tage getreten war. Abgesehen von den hie und da auftretenden Aufständen hatten zwei adelige Waadtländer sich geweigert, der Berner Regierung den Huldigungseid zu leisten. Die Vertreibung Rousseaus von der Petersinsel, wohin er sich nach dem Ausbruch der Genfer Unruhen begeben hatte, fand ziemlich allgemeine und laute Mißbilligung. Auch das Erscheinen Gujers, des Bauern, in Schinznach galt den aristokratischen Machthabern für ein bedenkliches Zeichen. Diese Mißstimmung der aristokratischen Regierungskreise gegen die Schinznacher Gesellschaft wurde dann noch von dem französischen Gesandten geschürt, weil ein Einmischungsversuch desselben in die Angelegenheiten der Gesellschaft eine kräftige Zurückweisung erfahren hatte, und weil bekannt geworden war, daß man sich in Schinznach den intimen Beziehungen der Eidgenossenschaft zu Frankreich durchaus nicht günstig zeigte. Unter dem Einfluß dieser öffentlichen Mißstimmung gegen die neugegründete Gesellschaft scheint Iselin eine Zeit lang geschwankt zu haben, ob der Einigkeit unter den Eidgenossen nicht das Opfer der Auflösung der Gesellschaft zu bringen sei. Von Hirzel zum Ausharren ermuntert, giebt er diesen Gedanken auf und erscheint im J. 1767 wieder in Schinznach. Doch nahm die Zahl der Theilnehmer bis zum J. 1772 im Allgemeinen ab. In diesem letzten Jahr sind nur noch 9 Mitglieder anwesend. Vom J. 1773 wächst die Betheiligung aber

1) Es wurde der Druck der Schinznacher Verhandlungen von der Censur nicht mehr gestattet, und die Regierungen von Bern, Luzern, Freiburg und Solothurn verboten ihren Bürgern den Besuch der Versammlung, hoben übrigens das Verbot sehr bald wieder auf.

wieder. Im J. 1780 siedelt die Gesellschaft nach Olten über. Von jetzt ab sind durchschnittlich 100 Mitglieder anwesend, unter ihnen auch mancher Deutsche ¹⁾). Noch im J. 1767 hatte Zselin, von Schinznach kommend, geäußert: „Ich bin immer gesunder, wenn ich von da zurückkomme: gesunder am Leibe, gesunder am Gemüthe und stärker an der Seele“ ²⁾). Seitdem hat ihn die zunehmende Kränklichkeit gewöhnlich von dem Besuch der Versammlungen abgehalten. Trotzdem erst 10 Jahre seit der Gründung der Gesellschaft verflossen waren, hatte sich der Kreis seiner alten Gefährten doch merklich gelichtet. Eine junge Generation war allmählig an die Stelle der älteren getreten. Im Gefühl dieser Vereinsamung hören wir Zselin im J. 1774 über das „Herannahen des Alters“ und die „Abnahme der Empfindsamkeit“ klagen ³⁾). Die Versammlung des J. 1774 scheint denn auch die letzte gewesen zu sein, welche er besucht hat. Nach seinem Tode hält J. G. Schlosser im Auftrag der Helvetischen Gesellschaft im Juni 1783 eine Gedächtnisrede auf ihn und als im J. 1796 ein Sohn Zselins in der unter dem Präsidium Jacob Sarasins tagenden Gesellschaft erscheint, wird er von der jüngeren Generation in dankbarer Pietät für seinen Vater warm gefeiert ⁴⁾). Ihre letzte Versammlung im XVIII. Jahrhundert hält die Helvetische Gesellschaft im J. 1797 in Narau ab. Unter den 176 Theilnehmern befanden sich auch der greise Dr. Hirzel und der blinde Dichter Pfeffel.

Das Verdienst der Helvetischen Gesellschaft, im vorigen Jahrhundert den eidgenössischen Sinn geweckt und gestärkt, für edlere Bildung gewirkt und die entfremdeten Glieder eines und desselben politischen Körpers einander wieder genähert zu haben, ist unbestritten. Salomon Hirzel spricht sich in sei-

¹⁾ Morell l. c. passim.

²⁾ Brief J. an S. Hirzel vom 23. Mai 1767.

³⁾ Brief J. an S. Hirzel vom 25. Mai 1774.

⁴⁾ Morell l. c. S. 360.

nem, Jsaak Hsclin gewidmeten Denkmal ¹⁾ hierüber in folgender Weise aus: „Schinznach und Olten sind Zeugen, wie viel rührende Freuden da genossen; wie bekannt man mit der Verfassung, mit den Gesetzen, den Sitten jedes Ortes worden; was für Freundschaft daher entstanden, die oft treuen Bürgern verschiedener Staaten, oft Staaten selbst ersprießlich war“.

Die Helvetische Gesellschaft ist eines der letzten und zugleich wirksamsten Glieder in der langen Kette von Gesellschaften gewesen, zu denen sich im vorigen Jahrhundert die Vorkämpfer einer besseren Zeit zu verbinden pflegten.

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts, als Bodmer und seine Freunde die ersten zahmen satyrischen Anläufe nahmen und Haller kräftigere Töne patriotischer Entrüstung über die bestehenden Zustände anschlug, stellten sich diese Gesellschaften die Aufgabe, den litterariſchen Geschmack und die Sprache auszubilden ²⁾. Zu diesem Zweck verlas man eigene und fremde Schriften, übersezte aus alten und neuen Sprachen, forschte altdeutschen Sprachdenkmälern nach und veranstaltete Sammlungen schweizerischer Redensarten und Wörter. Zugleich belebte das erwachte Studium der Naturwissenschaft, bei Durchforschung der heimathlichen Natur, die Liebe zum Vaterlande und das Studium der heimathlichen Geschichte gab der Vaterlandsliebe ebenfalls neue Nahrung ³⁾.

Dagegen haben die Gesellschaften, welche in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts entstehen oder doch bestehen, eine mehr

¹⁾ Hirzel, Denkmal S. 13.

²⁾ Nach dem Vorbilde der in Leipzig und Hamburg entstandenen Vereine versammelten sich zuerst in Zürich bei Bodmer auf seiner „Neuchburg“ einige strebsame Männer. In Bern wurde sodann eine gelehrte Gesellschaft gebildet, deren Organ das Freitagsblatt war. Im Jahr 1732 entstand in Basel auf Anregung des Professor Spreng eine gelehrte Gesellschaft; in Bern im J. 1739 eine deutsche Gesellschaft mit dem Brachmann als Organ. Im J. 1744 bildeten sich dann unter den Studirenden von Zürich die „wachsende“ und unter denen von Bern die „verjüngte“ Gesellschaft. Morell l. c. S. 9–10.

³⁾ Morell l. c. S. 3–5.

praktische Tendenz: sie wollen unmittelbar ins Leben eingreifen und dasselbe gestalten helfen. Die ältere Generation, an deren Spitze „Vater Bodmer“ stand, war jetzt durch ein kräftigeres und muthigeres Geschlecht abgelöst worden, zu dem auch Zselin gehörte. Abgesehen von der Helvetischen Gesellschaft hatten Bern, Zürich und Graubündten ihre ökonomischen Gesellschaften und im J. 1761 wurden Zselin und Prof. Dan. Bernoulli vom großen Rath beauftragt, auch in Basel eine solche ins Leben zu rufen ¹⁾, worauf Zselin den Entwurf zu einer physikalisch-ökonomischen Gesellschaft ausarbeiten. Bern hatte eine eigene patriotische Gesellschaft (société des citoyens). Und immer wieder neue Pläne zur Gründung solcher Gesellschaften tauchten auf: so die von dem Berner Kirchberger ins Leben gerufene Gesellschaft zur Beförderung der Tugend. In ihren Erfolgen hat aber alle andern überflügelt die von Zselin im J. 1777 in Basel ins Leben gerufene Gesellschaft zur Förderung des Guten und Gemeinnütigen. Bereits im J. 1756 hatte Zselin den Vorschlag zur Stiftung einer praktischen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste gemacht²⁾ und im J. 1766 den Entwurf eines „Bereins zur Aufmunterung des Gemeinnütigen“ veröffentlicht: beide Mal jedoch ohne Erfolg. Endlich im J. 1777 gelingt es ihm zunächst die Basler Brüder der Helvetischen Gesellschaft für seinen Plan zu gewinnen. Am Himmelfahrtstage wird in Zselins Haus ein Ausschuß mit der Besprechung des Erforderlichen betraut und am 1. Brachmonat konnte bereits die Constituirung der Gesellschaft erfolgen. Wie gering anfangs auch die Zahl der Mitglieder und der Betrag der disponibeln Mittel war, so sollte sich in der Folge das pro-

¹⁾ Brief Z. an S. Hirzel vom 25. Christmonat 1761.

²⁾ In Wollebs helvetischem Patriot veröffentlicht. Sie hatte zur Folge, daß Hirzel in Zürich im J. 1764 eine Gesellschaft zur Beförderung der Tugend und des Wohls der Brüder gründete, welche sich hauptsächlich die Hebung der Jugendbildung und die Linderung menschlicher Leiden zum Zweck setzte. Züricher Neujahrblatt für 1857.

phetische Wort Jesels doch vollständig bewahrheiten. Den Gegnern seines Planes hatte er bei Stiftung der Gesellschaft nämlich zugerufen: „Es wird noch eine Zeit kommen, wo in ganz Basel sich kein auf Bildung und Ansehen bei seinen Mitbürgern Anspruch machender Mann finden wird, der sich nicht schämen würde, nicht Mitglied dieser Gesellschaft zu sein“¹⁾. Und in der That zählte die Gesellschaft im J. 1873 1365 Mitglieder, was über 21% aller zu den eidgenössischen Wahlen berechtigten in Basel im selben Jahr ansässig gewesenen Schweizerbürger, oder über 52% der Kantonbürger allein ausmacht. Die allmähliche Entwicklung der Gesellschaft wird durch folgende Tabelle veranschaulicht:

Jahr.	Mitglieder- Zahl.	Ein- nahmen.	Aus- gaben.	Ver- mögen.
		Franken.	Franken.	Franken.
1777	174	2126	411	1713
1797	151	2373	2364	4283
1817	350	6530	9950	7471
1837	540	7349	6294	25498
1857	731	16692	14034	72345
1873	1366	27884	29784	133726

Während in der ersten Zeit nach Gründung der Gesellschaft eine Fülle neuer Ideen, Pläne und Entwürfe auftauchten; die wenig zahlreichen Mitglieder in einem innigen Verhältniß zu einander standen; die Sitzungen vertraut und sehr belebt waren, endlich die einzelnen Unternehmungen der Gesellschaft den Charakter von Experimenten hatten, wird mit dem Wachsen der Mitgliederzahl, der Einnahmen und des Vermögens die

¹⁾ Mörkoser, l. c. S. 318.

Organisation immer reicher und fester; die einzelnen Zwecke der Gesellschaft gewinnen in bestimmten Anstalten ihre dauernden Organe; das Verhältniß unter den Mitgliedern wird loser und die Behandlung der Dinge geschäftlicher; an die Stelle der Entwürfe und Versuche tritt der solide Geschäftsgang festgegliederter Anstalten und Einrichtungen mit ihren Rechenschaftsberichten.

Wie das von Iselin aufgestellte Princip eines veredelten Endämonismus, wonach „kein Mensch anders glücklich sein kann, als insofern die Vortheile die er genießet, den Wohlstand seiner Mitmenschen erhöhen,“ ¹⁾ nach 90 Jahren von dem geistvollen Lorenz v. Stein fast wörtlich für das sich in der Gegenwart bahnbrechende erklärt wird, so glaubt man in Steins Schilderung der Bestrebungen unserer Zeit zur Hebung der unteren Klassen, eine Beschreibung der Wirksamkeit der Basler Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen zu finden. Stein sagt: ²⁾ „Sehen wir uns um. Wohin wir blicken, tritt uns eine alles überragende Thatsache entgegen. Auf allen Punkten arbeitet die Welt dahin, die niedere Classe durch ein immer steigendes Maas von Opfern zu heben, die sie der höheren auferlegt; und wunderbar, diese Opfer, die letztere bringt, werden in ihrer Hand zuletzt zu einem Segen und Genuß für sie selber. Am Horizont unseres menschlichen Gesammtbewußtseins steigt die noch unklare, noch durch rohe Interessen und sinnverwirrende Auffassungen verkehrte und dennoch der Gottheit entstammende Erkenntniß herauf, daß die erste Bedingung alles irdischen Glücks und aller menschlichen Vollendung des Einzelnen das Glück und die Vollendung des Andern ist. Und während wir, alle Einzelne, zaudernd und unsicher vor dieser Erkenntniß stehen, geht jene Wahrheit ruhig,

1) Träume, 1776, Bb. I. S. 68.

2) Lorenz Stein, Verwaltungslehre 2. Theil: Lehre von der Inneren Verwaltung. Stuttgart, Cotta 1866 S. VII.

im Kleinen und Nächsten zunächst arbeitend, ihren mächtigen Gang. Sie baut Schulen für die niederen Klassen, sie errichtet Krankenhäuser, sie stiftet Vereine, sie fordert für sie Credit und Hülfe, sie sorgt für ihre Gesundheit, sie lichtet ihre Häuser, sie pflanzt ihre Gärten, sie giebt Wasser, sie giebt Brod, sie ruft alle Besitzenden herbei zur Theilnahme an allem Veredelnden, Bildenden, Erhebenden, sie macht die eine Klasse verantwortlich für die ruhige und sichere Entwicklung und Hebung der anderen, und was wir als die höchste christliche Pflicht verehren, die thätige Liebe des Einen für den Andern, das erhebt sie mit oder ohne klar formulirtes Bewußtsein zunächst im Namen des Interesses zur Pflicht der gesellschaftlichen Ordnung."

Doch blieb die Wirksamkeit der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen nicht auf die derselben direkt gestellten Aufgaben beschränkt. Wie sehr der in ihr verkörperte Geist werththätigen Gemeinnsinn sich überhaupt der Bürger- und Einwohnerschaft der Stadt Basel mitgetheilt hat, dafür mögen folgende Zahlen sprechen. Während das Gesammtergebniß der direkten Staatssteuern (Einkommen- und Erwerb-, Vermögens- und Erbschaftssteuer) der Stadt Basel im J. 1873 1,370,437 Fr. betrug, bezifferten sich die allein zu meiner Kenntnißnahme gelangten Geschenke und sonstigen freiwilligen Beiträge zu gemeinnützigen Zwecken im selben Jahr auf 732,567 Fr. Dazu:

Guten und Gemeinnützigen	13,650 "
an Mitgliedsbeiträgen der akademischen Gesellschaft	14,050 "

Summa 760,267 Fr.

Es machten demnach diese Geschenke und freiwilligen Beiträge im J. 1873 in Basel fast 56% des Betrags der direkten Steuern aus und es entfielen auf den Kopf der in eidge-

nössischen Angelegenheiten stimmberechtigten Schweizerbürger an freiwilligen Beiträgen 118 Fr., auf den Kopf der stimmberechtigten Kantonalbürger dagegen über 243 Fr.

V. Familienleben und Freundeskreis.

Die Schilderung von Hjelins Privatleben haben wir in dem Augenblick unterbrochen, wo er sich mit seiner Heirath eine eigene Häuslichkeit gründete. Umfing sein weites Herz auch seine Mitbürger, ja die ganze Menschheit und hat er für diese gestrebt und gestritten, so fand er den von ihm gesuchten Frieden doch nur im Schooß seiner Familie. „Es ist mir niemals so wohl, sagt er, als wenn ich bei meinen bescheidenen Hausgöttern, von meiner kleinen Familie umgeben, bald arbeite, bald ruhe, wie es mir gefällt, und wenn ich an einem schönen Abend meine kleine Heerde vor die Stadt hinaus spazieren treibe und sie lehre, gleich ihrem Vater mit einem kleinen und bescheidenen Glück sich begnügen.“¹⁾ Wie er ein gehorsamer Sohn gewesen, so war er auch ein treuer Gatte und liebevoller Vater. Besondere Sorgfalt verwendete er auf die Erziehung seiner Kinder. Ihrer Belehrung und Beredlung war manche seiner schriftstellerischen Arbeiten gewidmet. Als seine Söhne, welche sich der Handelschaft gewidmet hatten, das väterliche Haus verließen, gab er ihnen ein kleines Büchlein in die Hand, in dem er die Erfahrungen seines Lebens zusammengefaßt hatte.

Außer seiner Familie umgab ihn noch ein Kreis von Freunden und Bekannten, zunächst in seiner Vaterstadt. Zu demselben gehörten der Physiker Daniel Bernoulli, der Botaniker de Lachenal, der Logiker Legrand, der Stadtschultheiß Wolleb und der Dreierherr Münch. Der Letztere ein schlichter

1) Brief J. an S. Hirzel vom 13. Aug. 1771.

Handwerksmeister, dessen „äußere Mängel, nach einem Ausspruch Iselins, durch innerliche Vorzüge reichlich ersetzt werden.“¹⁾ In Iselins Umgange bildete sich auch vorzüglich der junge Peter Dchß heran, nachdem er in Hamburg die Büsch'sche Handelsakademie besucht hatte. Ueber einen für die Schinznacher Gesellschaft geschriebenen Aufsatz seines jungen Freundes schreibt Iselin an Hirzel: „Solche Gesinnungen bei einem jungen reichen Jünglinge von nicht mehr als 20 Jahren, sind eine ganz besondere Erscheinung.“²⁾ Diese wohlwollende Gesinnung des Meisters hat der Schüler, wie aus mehr als einer Stelle seiner Geschichte hervorgeht, mit aufrichtiger Verehrung vergolten.³⁾ Zu den auswärtigen Freunden unter seinen Landsleuten gehörten dann noch, wie bereits erwähnt, Frey, „der Herzensfreund“, Salomon Hirzel, dessen weisen Rath Iselin hochschätzte, ferner Kirchberger von Gottstadt, „die schönste Seele im schönsten Leibe“, Dr. Huber in Muttenz, die beiden Balthasar in Luzern, ferner die Jugendgenossen Ulffes v. Salis, Schinz, Tscharner, Jenner und Zimmermann.

In Iselins Hause fanden auch durch Basel reisende fremde Gelehrte und Schriftsteller immer gastliche Aufnahme, so unter Anderen Wieland, Pfefel und Nikolai. Im J. 1773 hatte Iselin die Freude, den Physiokraten Dupont in seinem Hause zu empfangen, der einer Aufforderung des Markgrafen Carl Friedrich folgend, sich einige Wochen in Carlsruhe aufgehalten hatte,⁴⁾ und von dort nach Basel gekommen war.

1) Brief J. an S. Hirzel vom 19. Brachmonat 1764.

2) Brief J. an S. Hirzel vom 22. April 1774.

3) Dchß, Geschichte Basels, Bd. VII.

4) Für das deutsche Selbstgefühl dieses Fürsten sprechen folgende von ihm an Dupont gerichtete Strophen:

„— — denn ist, wer Tugend liebt
Ein Sohn Germaniens;
So darf den Menschenfreund ich Teutschen nennen,
So ist Dupont ein Sohn Germaniens!“

Ueberhaupt stand Fselin mit mehreren seiner berühmten Zeitgenossen in Verbindung. In dem Streit der Schweizer Bodmer und Breitinger mit Gottsched stand er entschieden auf Seiten der Ersteren, wie er denn Bodmer sein erstes größeres Werk, die philosophischen und patriotischen Träume eines Menschenfreundes, gewidmet hat.

Haller hatte er schon in Göttingen kennen gelernt und war seinen Leistungen auf litterarischem Gebiet seitdem mit Aufmerksamkeit gefolgt. Auch zu S. Gessner, Hans Caspar Hirzel und Lavater hatte er persönliche Beziehungen. Der Verbindungen Fselins mit Basedow und Pestalozzi ist bereits an einer andern Stelle gedacht worden.

Seinem Verständniß und seinen Sympathieen nach steht Fselin hauptsächlich auf Seiten der deutschen und schweizerischen Dichter und Schriftsteller der ersten Hälfte des Jahrhunderts mit ihrem nüchternen Utilitarismus, ihrer hausbackenen Moral und ihrer beginnenden Sehnsucht nach der Natur. In dieser Zeit standen die Schweizer den Deutschen mindestens ebenbürtig zur Seite, ja sie überragten dieselben zum Theil an großartiger Naturanschauung, wahrer Naturempfindung und an gesunder Auffassung des Volkslebens. Dem Beginn der deutschen Litteraturblüthe in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts hat er zum Theil ebenfalls seine Aufmerksamkeit geschenkt. Es fehlte ihm im Ganzen aber doch das Verständniß für diese kraftgenialisch auftretende, sich um bestehende Form und Sitte wenig kümmernde neue Richtung, wie denn auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die litterarische Produktionskraft der Schweizer größtentheils verfliegt war und die Bestrebungen Deutschlands und der Schweiz nunmehr auseinandergingen, indem jene auf die Schöpfung einer rein idealen Litteraturblüthe, diese dagegen mehr auf die Besserung der bestehenden Verhältnisse in Staat und Gesellschaft gerichtet waren. Weder Klopstock noch Wieland, noch Göthe ist Fselin daher gerecht geworden. Zwar ahnte er ihre

Bedeutung, doch vermochte er an ihren Werken keine rechte Freude zu finden. Von Klopstock, der sich eine Zeit lang bei Bodmer in der Schweiz aufhielt, behauptet Jselin: „er lebt nicht mit mir auf der Erde“. Auch tadelt er an ihm die „orientalische Schreibart“ und die „unharmonischen Hexameter“ und bedauert, daß er die Dichtungsart Hallers, Opik' und Hagedorn's verlassen habe.¹⁾ Wieland, der ebenfalls eine Zeit lang in Bodmers und dann in Schinz' Hause lebte, hatte Jselin anfangs nach Basel zu ziehen gewünscht.²⁾ Ungefähr zehn Jahre später schreibt er bei Gelegenheit des Erscheinens von Wielands Musarion und Idris: „der Mann wird täglich schlüpfriger in seinen Beschreibungen und verfällt völlig auf Kindereien.“³⁾ Beim Lesen des Agathon ruft er aus: „Man denkt, er (Wieland) weiß nun gar nicht, ob er an Tugend glauben soll oder nicht?“⁴⁾ Der Goldene Spiegel und die Abderiten finden dann wieder seinen vollen Beifall. Befremdend ist, daß Jselin Lessings, dessen bereits im J. 1763 gedichtete Minna von Barnhelm im J. 1768 mit Beifall aufgeführt worden war, sowohl wie Herders gar keine Erwähnung thut. Auch des Göttinger Hainbundes wird nirgends gedacht; wohl aber steht Jselin in persönlicher Beziehung mit einigen, der Rhein- und Maingegend angehörigen Dichtern und Schriftstellern, deren Haupt der junge Göthe war. Mit diesem muß Jselin auf dessen erster, mit den beiden Brüdern Stolberg zum Besuch Lavaters unternommenen Schweizerreise, zwischen dem 5. Juni und 14. Juli 1775⁵⁾ zusammengetroffen sein. Er schreibt hierüber an

1) Brief J. an S. Hirzel vom 30. März u. 10. April 1761.

2) Brief J. an S. Hirzel vom 19. Januar 1759.

3) Brief J. an S. Hirzel vom 16. Christmonat 1768.

4) Brief J. an S. Hirzel vom 15. Herbstmonat 1767.

5) Am 5. Juni war Göthe auf dem Wege nach Schaffhausen am 12. bei Lavater, am 19. in Altdorf, am 20. bestieg er den Gotthard, am 2. Juli war er wieder bei Lavater und zwischen dem 10. u. 14. traf er mit Zimmermann in Straßburg zusammen. R. Bödike, Göthes Leben und Schriften. S. 132.

Hirzel: 1) „Es hat mir viel Freude gemacht, Göthe zu sehen. Ich bewundere das Genie dieses Mannes in hohem Grade, obwohl ich den Gebrauch gar nicht liebe, den er davon macht. Er wird indessen eine neue Bahn eröffnen. Es wird nun eine Zeit lang in Deutschland alles sich dahin bestreben, Stärke zu zeigen. Wer die größten Kräfte beweisen wird, wird der Größte sein, und sich auf dieser Bahn bemerkbar zu machen, scheint Göthes vornehmste Absicht zu sein. Auch ist Niemand, der mehr im Stande wäre, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.“ Und ein Jahr später schreibt er, wohl im Hinblick auf Göthes und Karl Augusts genialisches Treiben in Weimar: 2) „Ich kann mich nicht in die neue Philosophie dieser Genien finden, an deren Spitze Göthe steht. Mir dünkt, es sei da etwas außer den Schranken der Ordnung und ein besonderer Schwindelgeist treibe eine Menge Köpfe herum.“

Und wie Iselin viele kannte, so wurde er von vielen gekannt und geschätzt, so daß Schloffer in seiner in der helvetischen Gesellschaft gehaltenen Gedächtnisrede von ihm sagen konnte: 3) „Deutschland hat seinen Namen mit Ehrfurcht genannt unter den besten Menschen. Ihr könnt ihn nicht anders nennen als unter den besten Schweizern.“

Auch an äußeren Ehrenbezeugungen hat es ihm nicht gefehlt: die Oekonomische Gesellschaft in Bern ernannte ihn im J. 1762, die Königliche Gesellschaft für Geschichte in Göttingen im J. 1770 zu ihrem Ehrenmitglied und das Musée de Paris im J. 1781 zum correspondirenden Mitglied. Ja sein Ansehen ging so weit, daß, als man in Preußen, wahrscheinlich wegen der Neuenburger Beziehungen, im J. 1764 gern einen Schweizer zum Statminister machen wollte, die preussische Regierung sich an Iselin mit dem Ersuchen wandte, ihr aus der Zahl seiner

1) Brief J. an Hirzel vom 4. August 1775.

2) Brief J. an Hirzel vom 16. Wintermonat 1776.

3) Schloffer l. c. S. 443.

Landleute eine taugliche Person in Vorschlag zu bringen und dieselbe dann zur Uebernahme des Amtes zu bewegen.¹⁾ Kurz vor Iselin's Tode hat seine Vaterstadt ihn noch dadurch geehrt, daß sie seinem Tochtermann Hartmann Köchlin in Mühlhausen, gegen den Wortlaut des Gesetzes, das Bürgerrecht ertheilte und ihm zugleich die Aufnahmegebühr erließ²⁾ und zwar, wie es in dem Großrathsprotokoll vom 24. Juni 1782 heißt: „Zu einem Zeichen des hohen Vergnügens M. G. Herren und Oberen über die persönlichen Eigenschaften des G. Rathschreibers Iselin und über die vorzüglichen Dienste, welche er dem hiesigen Staat geleistet hat.“

Die schwächliche Gesundheit Iselin's hatte bereits im J. 1759 und in den folgenden Jahren zu ernstest Befürchtungen Anlaß gegeben. Wiederholter Aufenthalt auf dem Landgut seines Schwiegervaters und weise Enthaltung von Amtsgeschäften hatten ihn dann aber allmählig wieder gestärkt. In dem reizend gelegenen Mayenfels wird er wie in jungen Jahren poetisch gestimmt, freilich ohne daß es zu entsprechenden Produktionen gekommen wäre, denn, schreibt er seinem Freunde Frey:

„Sans un peu de folie

On ne rime plus à trente ans.“

Dafür widmete er sich um so eifriger dem Studium alter und neuer Prosaisker und Dichter³⁾. Der Tod seiner Mutter (1769) erschütterte seine Gesundheit dann in einer Weise, daß er sich nie wieder völlig davon erholt hat. Auch der Landaufenthalt und die regelmäßigen Frühlingskuren wollten nicht mehr helfen. Im J. 1781 feierte er noch im Kreise von

1) Brief J. an S. Hirzel v. 2. März 1764.

2) S. Hirzel, Denkmal. S. 23.

3) In dem Verzeichniß der von J. während seiner Krankheit gelesenen Schriftsteller finden wir: Homer, Xenophon, Herodot und Thucydides, Plutarch, Demosthenes, Tacitus, Virgil, Macchiavel, Milton, Wolf, Helvetius, Voltaire, Goldoni, Mirabeau b. Aelt., Rousseau, Montesquieu, Klopstock, Bodmer.

8 Kindern, 3 Tochtermännern und 6 Großkindern seine Silberhochzeit. „Es war ein schöner Tag für uns, die wir uns lieben und herzlich lieben“, schreibt er darüber an Hirzel. Der Frühling des nächsten Jahres war der letzte, den er erlebte. Im Heumonath des J. 1782 starb er wie er gelebt hat: ruhig, gefaßt, inmitten seiner Lieben ¹⁾).

Fassen wir endlich die einzelnen zerstreuten Züge zu einem Gesamtbilde zusammen, so finden wir, daß Hsclin an Scharfsinn und Darstellungstalent von manchem seiner Zeitgenossen überragt wurde ²⁾. Auch bot ihm das Basel seiner Zeit ³⁾ nicht die Anschauung eines großartigen und mannigfaltigen Lebens. Da ihn die Wirklichkeit nicht befriedigte, so flüchtete er in die Welt des Gedankens, der Ideale. Diese gaben seinem ganzen Wesen etwas Abstraktes, Farbloses; sie haben aber auch das heilige Feuer in ihm entzündet, das ihn hinaustrieb, das Evangelium werthätiger Menschen- und Vaterlandsliebe zu lehren und zu bethätigen. Aber während seine Neigungen ihn in die Einsamkeit der Studirstube zogen, hielten ihn die Amtsgeschäfte doch wieder in dem Leben und Treiben seiner Vaterstadt zurück. Seiner Berufsthätigkeit verdankte Hsclin eine tiefere Kenntniß des Lebens als viele seiner Zeitgenossen, zu deren Anschauungen er sich bekannte, besaßen. Auf diese Kenntniß der Forderungen des wirklichen Lebens ist denn auch Hsclins vermittelnde Stellung zwischen den hochfliegenden Ideen seiner Zeit und den praktischen Forderungen des Lebens zurückzuführen: so ist er auf volkswirthschaftlichem Gebiet Physiokrat und doch weiß er die Irrthümer dieser Schule durch seine Erfahrung zu corrigiren; er ist ein Un-

¹⁾ S. Hirzel Denkmäl S. 54.

²⁾ In einem Brief an Dr. Zellweger giebt Dr. Hirzel folgende Charakteristik Hsclins: „Herr Rathschreiber Hsclin: bei diesem ersetzt die Redlichkeit des Herzens was zuweilen an der Einsicht abgeht. Man sieht beides schon in seinen Schriften“.

³⁾ Vischer, Erinnerungen S. 6.

hänger Basedows, ohne in dessen Uebertreibungen zu verfallen; er ist ein Neuerer und doch kein Revolutionär; ein Weltbürger und zugleich ein Schweizer; ein Schweizer und außerdem ein Basler.

Werfen wir schließlich mitten aus dem Lärm des Tages mit seinen gespannten Gegensätzen und seinen heißen Kämpfen noch einen Blick zurück auf dieses einem Idyll vergleichbare Menschenleben, und sehen wir zugleich die reiche Saat, die dieser Mann ausgestreut hat, üppig aufgegangen, so finden wir das bekannte Wort des alten Feuerbach bewahrheitet: „Das Beste, was der Mensch zu leisten vermag, besteht nicht in dem, was er thut, sondern in dem, was er in edlen und tüchtigen Geistern anregt“.

